

Jakob Lange,

Generalsuperintendent von Livland.

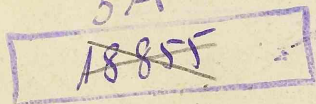
Ein kirchengeschichtliches Zeitbild
aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Der Gesellschaft
für
Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen
zu ihrem
fünfzigjährigen Stiftungsfeste
dargebracht von

Dr. G. A. Berkholz,

Consistorialrath und Oberpastor emer. zu St. Jakob in Riga.

Acc. St. 624



Riga.

Verlag von Alexander Stieda.
1884.

Jakob Lange

Verlagsbuchhandlung von Jakob Lange

Die Buchhandlung Jakob Lange

in der Altstadt von Riga, Neubaustrasse 10

Verlag

Дозволено цензурою. — Рига, 24. Ноября 1884 г.

Gelehrte und praktische Werke in deutscher Sprache

in

deutschlandischen Bibliotheken

und in

Dr. G. A. Lange

Verlag von Jakob Lange, Riga, Neubaustrasse 10

Est. A

Taru Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
9737

1884

Druck der Stahl'schen Buchdruckerei, Riga

Inhalt.

	Seite.
Einleitung	1
I. Aufgang. Königsberg, Berlin und Polen. 1711—1732...	7
II. Übergang. In St. Petersburg. 1733—1736.....	44
III. Auf der Höhe. In Livland, Pastor und Probst. 1737—1770.	79
VI. Ausgang. Generalsuperintendent. 1771—1777	169

Einleitung.

Es sind bereits längere Jahre vergangen, als einst mein nahestehender Freund, Heinrich Guleke, damals Pastor zu Smilten, gegenwärtig livländischer Schulrath, mir einen voluminösen Quartband, ein in Leder gebundenes Manuscript von 700 Seiten, übergab, mit dem keineswegs von vornherein abzuweisender Vorschlag, nach genommener Einsicht in den Inhalt desselben, zu entscheiden, ob es in irgend welcher Weise literarisch zu verwerthen sei und ob ich, in bejahendem Falle, einen solchen Versuch machen wolle.

Die Sache erforderte damals einige Ueberlegung, da ich von amtlichen, sowie auch anderweitigen Arbeiten, die nicht gerade direkt mit meinen allernächsten Pflichten und Dienstleistungen in Verbindung standen, förmlich überladen war. Jedoch genügte bald ein vorläufig prüfender Einblick in den Inhalt des umfanglichen, in trefflichem Latein abgefaßten Schriftstückes, das allen Anzeichen nach aus den siebziger Jahren des vorigen Säculums stammte, mir ein Interesse für dasselbe abzugewinnen. Wesentlich erleichtert ward die Lectüre durch die charaktervolle, gut lesbare Handschrift mit ihren großen, fast zierlich zu nennenden, in die Augen fallenden Buchstaben, auf festem solidem Papier, bei noch nicht erblaßter Schwärze der Tinte.

Dazu kam die überraschend forngewandte Latinität und eine gewisse Eigenartigkeit des Styls, der, stollweise an den des berühmten Erasmus von Rotterdam erinnernd, bei allem ansprechenden und würdevollen Ernst in der Ausdrucksweise doch mitunter eine gewisse Schalkhaftigkeit nicht unterdrückt.

Je öfter und eingehender ich mich mit dem Manuscript zu beschäftigen anfing, desto mehr mußte ich mir sagen, daß nicht so schnell ein entscheidendes, endgiltiges Urtheil über seinen Werth gewonnen werden könne. Jedenfalls aber erschien es nach Inhalt und Form demjenigen hochinteressant, der sich mit dergleichen Studien, sei es auch nur nach Dilettantenart, in Mußestunden gern zu beschäftigen pflegte.

Dieses Manuscript — um sofort den Inhalt desselben im Allgemeinen kurz zu kennzeichnen — führt den Titel: *Ephemerides Langianae*. Es enthält chronologisch aneinander gereihte Erinnerungen aus dem Leben eines Mannes, der nach einer gediegenen und tüchtigen Vorbereitung für gelehrtes theologisches Wissen über vierzig Jahre lang in unserer livländischen Landeskirche als Geistlicher in verschiedenen Stellungen einen geachteten Namen sich zu erwerben wußte, wobei er schließlich wohlverdient mit der höchsten geistlichen Würde eines General-Superintendenten betraut ward, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Das Schriftsteller-Lexikon sowie die Matrifel der Prediger Livlands von dem um die „vaterländische Geschichte“ hochverdienten Dr. C. E. Napierſky geben in Kürze die allgemeinen biographischen Notizen über das Leben unseres Jacob Lange. Das Vorhandensein dieser *Ephemerides* ist vor 50 Jahren nicht unbekannt gewesen, da Napierſky ausdrücklich a. a. O. bemerkt, daß Lange handschriftlich ein ungedrucktes Manuscript unter obgenanntem

Titel hinterlassen habe, welches „Bemerkungen über Erfahrungen des Verfassers in der gelehrten Welt“ enthalte. Diese Angabe ist insofern ganz richtig, als es in der Handschrift nicht an solchen und zwar recht weiterschweifigen „Bemerkungen“ fehlt, die freilich nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaften zu beurtheilen sind, da Lange von der Entwicklung, welche die Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, Theologie und Philosophie in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts genommen haben — wir nennen nur einen Namen unter vielen, den des „zweiten Kopernikus“ Kant — selbstverständlich noch keine Ahnung haben konnte.

Lange hat, wie aus seiner eigenen Angabe hervorgeht, von früh auf nie unterlassen, seine jedesmaligen Erlebnisse in Form eines Tagebuches mit vielen eingestreuten Reflexionen in einem ihm sehr geläufigen Latein niederzuschreiben. Schließlic ist dann aus den gesammelten vereinzelt Blättern ein zusammenhängendes Ganzes geworden. Die häufig vorkommenden, sehr ins Breite gehenden kirchenhistorischen Excurse, die in frühere Jahrhunderte zurückgreifen und die der Verfasser wohl auch mit seinen Bemerkungen begleitet, haben für uns kaum mehr ein Interesse. Das Wesentlichste und Hauptsächlichste aber in diesen Aufzeichnungen, insofern sie uns ein Interesse abnöthigen, besteht in dem Selbsterlebten des Verfassers mit den vielfachen Schilderungen seiner Zeit und der jedesmaligen Umgebung, durch die wir in die Mitte des vorigen Jahrhunderts versetzt und lebhaft daran erinnert werden, wie sehr die damaligen Zustände sich von denen unserer Zeit unterscheiden.

Ueber das bisherige Schicksal dieser „verlorenen Handschrift“, seitdem der Verfasser sein letztes Wort in ihr niedergeschrieben hatte, habe ich nichts Genaueres in

Erfahrung bringen können. Sie muß jedenfalls in der Familie aufbewahrt geblieben sein, so daß endlich der Urenkel des Verfassers mütterlicherseits sich in der Lage befand, sie mir zur Verfügung anvertrauen zu können. Es scheint übrigens, daß inzwischen schon Einer und der Andere den jedoch bald wieder aufgegebenen Versuch gemacht hat, den Inhalt dieser Schrift der unverdienten Nichtbeachtung zu entziehen und das Werthvolle in derselben weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Auch ersieht man aus C. Lemmerich's Geschichte der evangelischen Gemeinde St. Petri in St. Petersburg (1862), daß der Verfasser Einsicht in Lange's Tagebuch gehabt hat. Seine Benutzung desselben erstreckt sich aber natürlicher Weise nur auf den die Petersburger Zeit Lange's behandelnden Abschnitt.

In den Besitz dieses Memoiren-Fascicels gelangt, glaubte ich, daß jedenfalls etwas geschehen könne und müsse, um die Erlebnisse und Betrachtungen eines Mannes, der zu seiner Zeit eine hervorragende Stellung unter den Predigern Livlands eingenommen hatte, denjenigen Lesern unserer Gegenwart nicht vorzuenthalten, die den Entwicklungsgang des intellectuellen und sittlichen Culturlebens, sei es auch nur auf einem relativ beschränkten Gebiet, mit ihrem Nachdenken begleiten.

Es handelte sich dabei aber noch um die Frage, wie diese Absicht auszuführen sei.

Dreierlei bot sich zur Auswahl dar. Man konnte entweder das lateinische Manuscript vollständig, wörtlich genau aus der Urschrift zum Abdruck bringen; — oder eine genaue und gewissenhafte Uebersetzung anfertigen; — oder endlich auf Grund des vorhandenen Materials das Leben eines Mannes zur Darstellung bringen, der nicht nur in seinem Kreise und zu seiner Zeit nach Umständen und Erfordernissen und nach dem Maß der ihm gegebenen

Kräfte wohlthätig zum Heil seiner Mitmenschen zu wirken bemüht war, sondern auch allzeit ein Bedürfniß empfand seine gemachten Erfahrungen innerlich dergestalt zu verarbeiten, daß er sie in einem fortlaufenden, nur selten unterbrochenen Tagebuch mittels des geschriebenen Wortes genauer prüfte und beurtheilte, so daß später Lebende nun im Stande sind, aus dem, was er bei Lebzeiten nur für sich niedergeschrieben und keinem mitgetheilt hatte, tiefere Einblicke in ein reiches Gemüthsleben zu thun.

Ich unterlasse die Gründe anzugeben, die mich abgehalten haben, auf die beiden ersten Möglichkeiten irgendwie einzugehen. Ihre Realisirung hätte doch nur dahin geführt, abermals ein vorläufiges brauchbares Material für eine spätere zusammenfassende Darstellung zu liefern.

Wir sind überzeugt, daß der Mann, der diese Tagebücher schrieb, und die Zeit, die sich in ihm abspiegelte, so wie seine Urtheile und Betrachtungen über dieselbe noch heute Theilnahme zu erwecken geeignet sind. Es kam nur darauf an, eine richtige und zweckmäßige Verarbeitung und Zusammenstellung dessen, was er in seinen Mittheilungen hinterlassen hat, zu Stande zu bringen. In wie weit dieses Ziel in den folgenden Blättern im Ganzen erreicht worden ist, muß füglich den Lesern zur Beurtheilung überlassen bleiben, wobei es nicht an der Erkenntniß fehlt, daß der Leserkreis, dem dieses Büchlein empfohlen sein soll, verhältnißmäßig nur ein kleiner, gewählter und berufener sein kann.

Indem wir unsere einleitenden Bemerkungen zu schließen uns anschicken, scheint es passend hier noch die Worte anzuführen, die der wahrhaft fromme und bescheidene Gottesmann, der in diesen Blättern uns entgegentreten soll, selbst gleichsam als sein erfahrungsmäßig bewährtes Lebensmotto niedergeschrieben hat, wenn er von sich bekennet:

Providentia viarum mearum est lima directrix.

d. h. dem Sinne nach wiedergegeben: Die göttliche Vorsehung hat alle meine Fehlgriffe und Irrthümer, die ich auf meinem Lebenswege bewußt oder unbewußt irgendwie begangen habe, mit schonender und gütiger Hand ausgelöscht und in ihren Folgen unschädlich gemacht.

Endlich sei hier nochmals und ausdrücklich um jedem Mißverständniß bei den Lesern von vorn herein vorzubeugen, hervorgehoben und betont, daß hier und da vorkommende Urtheile und Aeußerungen über manche sociale Verhältnisse und Zustände Livlands, wie sie vor anderthalbhundert Jahren stattgefunden haben mögen, unmöglich auf unsere heutige Gegenwart bezogen werden können, zumal der Kritiker, der da redet, als Augenzeuge an seiner Zeit, in der er selbst lebte, tadelt, was ihm bedenklich erschien. Nun! Wir glauben getrost an eine fortschreitende Entwicklung des Gottesreiches, und weisen demnach jede Vorstellung einer fortwährenden Depravation und Verschlimmerung ab. Aus diesem Gesichtspunkt haben wir keinen Anstand genommen, auch manches scharf klingende Wort des Beobachters ipsissimis verbis wiederzugeben, sollte es auch nur dazu dienen, die subjective Wahrheit, wie sie hier in ihrer Eigenart sich zeigt, an's Licht zu stellen.

Allendlich fühle ich mich gedrungen, auszusprechen, daß, wenn diese meine Arbeit, wie sie gegenwärtig gedruckt vorliegt, sauber und correct mundirt dem Seher übergeben werden konnte, ich diesen Umstand meinem lieben Freunde Herrn Cand. August Hartmeyer, weltl. Professor des Rigaschen Stadt-Consistoriums Reform. Abtheilung, zu verdanken habe, der mit aufopfernder Güte, meinem geschwächten Augenlicht zu Hilfe kommend, sich der Mühe unterzog, eine schöne, leserliche Abschrift meines Manuscripts anzufertigen.

I.

Aufgang.

Königsberg, Berlin und Polen.

1711—1732.

Kirchliche Zeitlage. Familie. Geburt und früheste Jugend. Sein erster Lehrer. Im Collegium Fredericianum. Akademische Studien auf der Albertina. Damalige Professoren und ihre Vorträge. Littauisches Seminar. Erste Versuche im Predigen. Reise nach Berlin. Der Oberhofprediger Jablonsky. Lange wird Begleiter und Schriftführer eines königlichen Commissarius auf dessen Reise nach Polen. Erlebnisse desselben. Die Dissidenten. Posen, Krakau, Wilna und Kowno. Die Socinianer. Deren Wortführer Morstein. Der Jesuitenpater. Der jüdische Rabbiner. Verhandlungen und Gespräche mit ihnen. Rückkehr nach Königsberg. Das Schicksal der Langeschen Familie. Verfehlt Hoffnungen und schlimme Ausichten. Unerwartete Aufforderung nach St. Petersburg zur Uebernahme eines geistlichen Amtes, der er Folge leistet. Seine Reise dahin. Ankunft in Petersburg.

Jakob Lange erblickte im Jahr 1711 — das genauere Datum ist unbekannt — das Licht der Welt zu Königsberg in Preußen. Schon dieser Umstand, daß er an diesem vorgeschobenen östlichen Posten der germanisch-protestantischen Culturwelt seine früheste Jugend verlebte und die ersten nachhaltigsten Eindrücke empfing, sowie die Grundlage seiner Bildung auf der dortigen Schule und Universität, ward so wichtig für die ganze Entwicklung und Richtung seines Geistes und Herzens und so einflußreich auf den späteren Verlauf seines Schicksals, daß wir ihn nicht übersehen dürfen. Zu Königsberg in der Schloßkirche hatte

11 Jahre vorher der Kurfürst und Markgraf von Brandenburg, zugleich (Vasallen)herzog von Preußen, aus dem Hause Hohenzollern, divinatorisch seinen Ahnen folgend, sich die Königskrone des damals noch unbedeutenden preussischen Staates aufs Haupt gesetzt, als frühzeitiges Prognosticon künftiger Größe und Macht, sowie der äußeren Sicherstellung des noch immer gefährdeten Protestantismus, der noch lange, nicht eben am Türken, wohl aber am Papst seinen unveröhnlichen Feind haben sollte. Noch freilich stand Polens Herrschaft, wenn auch innerlich unterwühlt, weitgebietend da, während die getheilte Lage des preussisch-brandenburgischen Landes eine vielfach bedrohte und unsichere war, bis erst 170 Jahre später nach erschütternd tragischen Vorgängen der protestantische Kaiser des deutschen Reiches einen zweiten, jenen ersten weit überragenden glorreichen Tag an derselben Stelle feiern konnte. Inzwischen erfreute sich Königsberg einer Universität. Hatte doch schon Preußens erster Herzog seine Albertina ins Leben gerufen, gleichzeitig mit der Auflösung des Ordensstaates und der Einführung der Reformation. Nun war aber der frühere Nürnberger Prädicant Andreas Osiander, nach Herstellung der neuen kirchlichen Ordnungen durch den milden Joh. Briesmann als erster Professor und Hofprediger berufen, nicht der Mann, das Friedenswerk mit sanftmüthigem Geist weiter zu führen. Knüpfte sich doch an seinen Namen die Erinnerung an heftige Lehrstreitigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche, die auch in Königsberg für Viele verhängnißvoll wurden. Wohl traten Phil. Jak. Spener's *pia desideria* dazwischen, die aber die Gegensätze erst recht in Spannung versetzten und die Streittheologie zur unerfreulichen Blüthe brachten. Zwar war jener „Pietismus“ weit davon entfernt, die Wahrheit der Glaubenssubstanz des reformatorischen Lehr-

begriffs nicht zu vertreten, wohl aber geneigt, auch jenseits des confessionalistischen Zaunes aufrichtige Glieder der Einen unsichtbaren Kirche anzuerkennen. Diese Tendenz und Richtung praktisch auf dem Boden des wirklichen Lebens ausgeführt, eine Art Friedens- oder Vermittelungstheorie, mit dem Namen „Synkretismus“ belegt, galt nun aber alsbald in den Augen heißblütiger Gegner als grundstürzende Kezerei, nicht ohne Verfolgung schlimmster Art. Auch unser Jakob Lange ward schon früh durch Familientradition, persönliche Herzensstellung, Erlebnisse und Studien in die Calamität verdächtigender Häresie hineingezogen. Diese Umstände sind zu erwähnen, weil, wie wir später sehen werden, er sich als ein Opfer derselben zu betrachten Ursache fand und dieselben so einen entschiedenen Wendepunkt auf seiner ferneren Lebensbahn herbeiführten. So haben wir an ihm ein Beispiel, was aufrichtiges Suchen nach Wahrheit auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung zu erfahren hat, wenn die moralische Taxation eines Menschen von vermeintlichen häretischen Verdächtigungen abhängig gemacht wird. Wissen wir doch, daß auch die wichtigsten Begriffe durch Ueberspannung und willkürliche Verdrehung den gefährlichsten Verirrungen im kirchlichen Leben den Weg bahnen. Dieser sogenannte Synkretismus — wir schweigen von der Etymologie dieses Wortes, obgleich unser Lange in seinem Tagebuch vielerlei Bekanntes darüber sagt — diese Beurtheilungsweise des Verhältnisses, in welchem die verschiedenen im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Confessionskirchen, von denen eine jede mehr oder weniger für sich allein den Namen der wahren Kirche beanspruchte, zu einander sich befanden, ist eigentlich so alt, als es überhaupt kirchliche Sonderbekenntnisse, die sich alsbald in geschlossenen Verfassungsformen verfestigten, gegeben hat. Jede Neuerung in der Kirche, welche Lehre, Verfassung und Cultus betraf,

sah sich sofort in Gegensatz zu dem bisher Bestehenden und Hervorgebrachten gestellt, und ward von den Anhängern der alten Formen als ein Abfall von der Wahrheit an sich betrachtet. Daß die Heilslehren der göttlichen Offenbarung nur allmählig im Fortgang der Zeiten in stufenmäßigen Formen zum Ausdruck und demnach zur Mittheilung kamen, daß die Aufnahme der Heilsbotschaft mannigfaltige Voranstalten voraussetzte; daß der heilige Geist, der nach der Verheißung in alle Wahrheit leitet, die Ausführung seines Amtes in den Menschenseelen nur innerhalb der Schranken der Zeit und des Raumes bethätigte; daß die Besitzergreifung des Heilsgutes, das der Heiland der Welt gebracht hat, noch heute nur theilweise vollzogen ist; daß die ewige Wahrheit in irdischen Gefäßen getragen wird; daß die Formen, unter denen sich die Wahrheit darbietet, dem geschichtlichen Entwicklungsproceß unterworfen ist; daß der volle adäquate Ausdruck der Wahrheit in Sprache und sonstiger symbolischer Vermittelung noch immer gesucht wird; daß trotzdem die jeweilige Form nicht die Gewißheit der Thatsache ausschließt, nicht bloß den Kern der Wahrheit zu bewahren und fortzupflanzen, sondern auch in dieser Hülle die erlösende Kraft des Evangeliums zu ermöglichen; — diese Beurtheilungsweise der Verhältnißfrage haben die historisch „zu Recht bestehenden“ Kirchen und ihre Stimmführer nicht immer leicht zu ertragen vermocht. Und wie die Execution der Beurtheilung oft ausgefallen ist, davon bewahrt die Geschichte schmerzliche Erinnerungen. Und eben so bekannt ist uns, wann und wie es vorläufig zur theoretischen Anerkennung der Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung der verschiedenen Confessionen kam, deren vollständige Durchführung in der Praxis erst der Zukunft vorbehalten bleibt, da die Kirche Roms ihr non possumus niemals aufgeben kann noch wird.

Denn der Grundcharakter der päpstlich katholischen Theorie und Praxis erweist sich als Thatsache darin, daß alle ihre Dogmen, Vorschriften und Rathschläge, die sie aus der Fülle und Kraft unfehlbarer Offenbarung proclamirt und behauptet, subsidiarische Mittel sind zu dem Zweck, die ihr anvertraute Autorität und Machtsphäre der Kirche, die sie in realster Weise allein repräsentirt, über die ganze Menschheit zu gewinnen und zu erhalten. Conciliatorische Bemühungen von Seiten der „Evangelischen“, weß Namens sie sein mögen, sind bei solchem principiellen Gegensatz illusorisch, während die Lehrunterschiede bei diesen unter einander ein veröhnliches Pactiren im gegenseitig brüderlichen Gewährenlassen nicht als etwas Unmögliches erwiesen haben. Wer z. B. das Buch des Dr. Joh. Chr. Köcher, Prof. der Theologie in Jena, eines Zeitgenossen unseres Jakob Lange, „Abbildung einer Friedenstheologie“ 2c. einzieht, der gewinnt durch die daselbst aufgeführten 310 (!) Druckschriften, welche sich mit den damaligen irenischen Versuchen beschäftigten, eine Vorstellung, wie lebhaft einerseits das Verlangen, einen Friedensstand zwischen den disparaten Confessionskirchen herzustellen sich kund gab und wie energisch der Widerspruch dagegen auftrat. Hier ward die Fahne des „Synkretismus“ in allen Farben hoch getragen, und dort gegen jede friedliche Annäherung Protest eingelegt. Mitten in diese auch die Einzelnen in Mitleidenschaft ziehende heftige Bewegung der kirchlichen Gegensätze ward unser J. L. in Königsberg gleich von Anfang an gestellt. Denn auch seine Vaterstadt mit ihren streitbaren Theologen auf Katheder und Kanzel sah sich von diesen Lehrdifferenzen stark angefochten, wobei bescheidene Zurückhaltung als nicht zu duldbende religiöse Gleichgültigkeit straffällig erschien.

Diese kurze Darlegung der kirchlichen Zustände, unter denen J. L. seine ersten Jugendeindrücke ziemlich nachhaltig

empfang, durften wir nicht umgehen, weil sie ein erklärendes Licht auf sein ganzes späteres Denken und Handeln warfen. So konnte er noch als Fünfzigjähriger bei einem Rückblick in seine Jugendzeit im Prologus seines Tagebuches schreiben: *Inter Academicos versantem tam veritatis majestas, quam adolescentiae tenuitas tenuit me in suspensio; haec mea methodus fuit discretiva, simul ac ex ephelis excesseram, per omnem studiorum decursum; proclivis proinde non fui jurare in verba magistri.* Nicht die Autorität der Systeme, der Schulen u. konnten sein Urtheil gefangen nehmen. „Nenne man, sagt er, diese Sinnesart Scepticismus, so wolle er sich dessen nicht schämen. Wie habe man einen Pfaff, Weismann, Marpurg, Mosheim u. des Indifferentismus, Synkretismus u. ehrenrührig angeklagt! quia non coeco impetu in partium studia ruere volebant etc. Man glaubt einen heutigen Zeitgenossen zu hören und braucht nur die Namen zu verändern, wenn er weiter sagt: „Wie wandelbar sind die Aufstellungen der Systematiker! Gestern sind Malebranche, Des-Cartes gefeiert, und morgen Peter Bayle, Hobbes, Maupertius, Voltaire! Was soeben der Scharfsinn eines Leibniz und Wolff aufgebaut hat, wird bald darauf als ein überwundener Standpunkt erklärt. So steht es mit der Evidenz der Didaktiker!“ Ja er kann sich nicht enthalten, das Urtheil seines von ihm besonders hochgehaltenen Lorenz Mosheim anzuführen, welcher „hanc diversitatem sentiendi deplorat, eandem ad stomachi refert concoctionem. Wir fügen sofort noch ein Paar Geständnisse aus dem Prologus an, die geeignet sind, von vornherein ein Licht auf seine nie verleugnete Gesinnung und Denkart zu werfen: „In Deo veritas, in mundo vanitas. Das Wesen dieser Welt vergeht! 1. Cor. 7, 31. Darum „de natura Dei et nomine disquirere mihi fuit

puerile, de ejus autem voluntate salutare.“ Hätte er von Kant's Postulate der praktischen Vernunft etwas gewußt, so wäre er vielleicht nicht abgeneigt gewesen, diese anzuerkennen. So ging ihm die Schola crucis Jesu Christi über Alles, sicuti Providentia viarum mearum fuit lima directrix. Diese reservirte Denkmethode beobachtete er nach eigener Aussage in der Art, daß er „alles Disputiren mit andern Gesinnten vermied, gegen Alle sich freundlich erwies, aber Wenige in sein Vertrauen einschloß, keinem Einzigen aber einen Einblick in die secreta Diaria gestattete.

Sed ad rem! rufen wir mit ihm aus: zur Sache, da wir uns vielleicht schon zuviel mit dem Einleitenden beschäftigt haben, das uns aber geeignet erschien, um die Situation der Zeit, in welcher F. L. seinen Lebensgang begann, einigermaßen zu verdeutlichen und vorläufig zu verstehen, wie er selbst die Geständnisse in seinem Tagebuch betrachtet wissen wollte.

Was seinen Geburtsort betrifft, so blieb er sich zeitlebens dessen bewußt, was er ihm zu verdanken hatte. Pro patria, symbolum est atque axioma cum grano salis dijudicandum. Abrahams Beispiel Gen. 12, 1 und Jesu Wort über Nazareth Matth. 13, 17 wurden ihm maßgebend. Daß er aber zu Königsberg in Preußen geboren und seine grundlegende Jugendbildung dort genommen, erachtete er als eine Gunst der göttlichen Vorsehung. Seine Eltern, der Vater Michael Lange, zur Zeit königlicher Makler, und die Mutter, Barbara Moller, gehörten einer geachteten Familie an. Das ursprünglich Nürnberger Geschlecht der Lange war bereits seit zwei Jahrhunderten in Preußen ansässig. Wenn auch die Tugenden der Vorfahren keinen schmücken, der selbst ihrer

entbehrt, bemerkt er, so gewährt es doch, eine Befriedigung, sich an dem Beispiel trefflicher Voreltern zu erfreuen und zu stärken.

Georg Lange, ein magistratus et patricius Nurembergensis hinterließ im 15. Jahrhundert eine zahlreiche Nachkommenschaft, aus welcher nach damaliger Sitte Mehrere sich dem Priesterstande widmeten. Einer von diesen, Paul Lange, wissenschaftlich gebildet, schloß sich alsbald der soeben von Wittenberg her begonnenen reformatorischen Bewegung Luthers an, deren Ausgang freilich zur Zeit noch Niemand ahnen konnte, zog, den Verfolgungen der Papisten ausweichend, nach Polen, und als seine Lage auch dort unsicher ward, nach Königsberg, wo bereits die kirchlichen Neuerungen Fuß gefaßt hatten, und erwarb sich dort bald Achtung und Stellung. In seinen Enkeln, Christoph Lange, dem Großvater unseres Jacob L., und dessen Bruder Heinrich Lange erhielt sich der Familienname im 17. Jahrhundert daselbst fort. Namentlich verdient dieser Großvater Heinrich als ein in der Patristik, Liturgik und Mystik wohlbewandertes Mann Erwähnung. Er ist 1671 in Kowno gestorben und es wird ein Büchlein von ihm: „der gekrönte Sieger Jesus, Königsberg 1670“ angeführt. Von dem Großvater Christoph sowie von dem Vater Michael aber erfährt man, daß sie sich in die argen synkretistischen Händel, die an der Tagesordnung waren, verflochten sahen, denen sie auch sammt den Ihrigen kläglich unterlegen und zum Opfer gefallen sind. Bitterer Haß verfolgte den Namen Lange, das erfuhren der Vater wie der Sohn gleichertweise. Die Vorstellungen früherer Jahrhunderte, nach denen vermeintliche oder wirkliche Häresie ein Staatsverbrechen war, bewährte noch im Anfange des 18. Jahrhunderts ihre Kraft. Verbannung, Kerker ja sogar der Tod bedrohte noch immer die Ketzer hüben und

drüben. Wohl hatten Hugo Grotius, Puffendorf, Leibniz, Christian Thomafius Rechtsgrundsätze aufgestellt, die den überlieferten Ansichten sich entgegensetzten, aber ihre Anerkennung und praktische Ausführung blieb erst der späteren Zeit vorbehalten. Die Zwangsmittel, welche die päpstliche Hierarchie seit Menschengedenken gehandhabt, um ihre Weltmacht aufrecht zu erhalten, waren zu lange von der Gewohnheit geheiligt, als daß man so schnell sich entschließen konnte, ihre Rechtmäßigkeit in Zweifel zu ziehen. Es mußte noch viel geschehen, bis es anders wurde. So kam es denn dahin, daß die theologischen Controversen, die auf der Albertina zu Königsberg ihre oft maßlos eifrigen Vertreter fanden, den jungen J. L. früh schon mit einem wahren „horror“ erfüllten. Waren doch die DD. Phil. Pfeifer, Dreyer und Grabe, sowie der Großvater Christoph L., als deren Gesinnungsgenosse, für eine „Friedenstheologie“ eingetreten, d. h. für den „Synkretismus“. Wie früher die Benennungen mißliebiger „Friedensmänner“, Abstrac-tisten, Concretisten, so waren nunmehr die der Synkretisten und Pietisten in Brauch gekommen. „Polemicorum erant flosculi, inest terminologiae huic vis quaedam magica.“ Gewiß richtig bemerkt. Man brauchte nur Einem einen Beinamen anzuhängen, der mit einem —ist ausgeht, so war er dem allgemeinen Odium verfallen. Er war gestempelt, probatum est! Kurz, Pfeifer, Dreyer, Grabe und unser Lange wurden als Synkretisten schuldig befunden und verurtheilt. Pfeifer rettete sich aus der Gefahr als Ueberläufer zu den Papisten, ziemlich kläglich Grabe in die Verbannung, Dreyer revocirte und demüthigte sich vor der Königsberger Censur und überließ seinen Blutsverwandten und Alumnus Michael Lange zum Opfer dem theologischen Haß. „Sat flebilis scena! sic arma decidunt, non jus, non ratio!“

Indem wir dem ersten Studium unseres J. L. uns zuwenden, tritt ein Mann in den Vordergrund, der unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, weil er auf die Bildung des hoffnungsvollen Knaben und Jünglings einen entscheidenden Einfluß ausübte, Anton Kempf. Etwas Näheres über seine Lebensstellung wird nicht erwähnt; nur so viel geht aus Allem hervor, daß er ungeachtet seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und eines nicht gewöhnlichen Scharfblicks im Urtheil in bescheidener Zurückhaltung ein öffentliches Amt weder beanspruchte noch erlangte. Mitten unter den kirchlichen Streitigkeiten, welche selbst die Familienkreise des gelehrten und gebildeten Königsberg schmerzlich trafen, wußte er sich eine gewisse ungefährdete Unbefangtheit zu bewahren. Er scheint es nicht für gut gefunden zu haben, irgend wie provocirend mit seiner Ueberzeugung aufzutreten, und: „Stillschweigen sei unter Umständen auch eine goldene Tugend,“ war sein Spruch. Im geräumigen Hause der Eltern an der Langgasse befand sich die ansehnliche Bibliothek des Großvaters Christoph aufbewahrt, die dem jungen wißbegierigen Schüler eine reiche Fundgrube literärischer Schätze darbot. Anton Kempf, Freund und Genosse des Hauses, übte neben dem Vater als Schützer und ordnender Leiter der Studien auf seinen Zögling einen unauslöschlichen Einfluß. Mit tiefer Rührung und Dankbarkeit bewahrt er seinem ersten Erzieher und Lehrer eine pietätvolle Erinnerung. Nun war das Collegium Fridericianum, vor Kurzem erst von König Friedrich I. als Vorschule für die Akademiker auf der Universität gegründet, gar bald zu verdientem hohen Ruf gelangt. An der ersten Einrichtung hatten sich ein Oheim von J. L., nebst tüchtigen Gelehrten, Paul Weiß, Dr. Vysius, und wie es scheint als berathender Vertrauensmann auch A. Kempf betheiliget. Freilich ward die

vermittelnde theologische Richtung — von den Gegnern als Samaritanismus, Bibilismus, Indifferentismus, Syncretismus, Pietismus, Fanatismus gebrandmarkt — im Lehrercorps dieses jungen aufblühenden Gymnasiums stark verdächtigt; doch das hält den Vater Michael L. nicht ab, seinen Sohn diese classische Schule besuchen zu lassen, dem es auf diese Weise nicht an Mitteln und Gelegenheit fehlte, glückliche Fortschritte in der Erudition zu machen. Diese Umstände waren aber nicht dazu angethan, seine ganze Familie dem Verdachte der Heterodoxie zu entziehen, von welcher er selbst an seinem Theil gleichfalls zu leiden hatte. Nichts desto weniger schreibt er noch nach langen Jahren: *si religio non fucata est amor ergo Deum et hominem, Kempfius meus hoc intuitu religiosissimus erit laudandus; denn pietatem cum ipsa sapientia non e cathedris diversarum scholarum sectarumque, sed ex ipso fonte promanantem statuit.* Um das Bild des Mannes zu vervollständigen, sei bemerkt, daß dieser A. Kempf, nach dem Geschmack vieler in jener Zeit, sich die Beschäftigung mit theosophischen Schriften angelegen sein ließ und die Ergründung und Feststellung apokalyptischer Weissagungen privatim betrieb.

Von seinem sechsten bis fünfzehnten Jahr besuchte nun J. L. mit Fleiß, und zwar unter Kempf's besonderer Anleitung, als Schüler das Fridericianum. Die damaligen üblichen Unterrichtsfächer sind bekannt, hauptsächlich alte Sprachen, griechisch bei Rypke, hebräisch bei Wolf, Logik, Geometrie, auch Französisch, worin er bald eine nicht gewöhnliche Fertigkeit erlangte; die Handhabung des Latein obenan selbstverständlich, da ohne Latein kein Studium der Humaniora gedacht werden konnte und wissenschaftliche Gelehrte sich noch schwerer entschlossen, weil sie es unter ihrer Würde hielten, sich der deutschen Muttersprache zu bedienen.

Dabei wurde, wie schon erwähnt, die Ueberwachung und Repetition der in succum et sanguinem zu vertirenden Lehrstoffe von seinem „Conductor“ unermüdet betrieben, der auch den Erholungsfunden eine solche Direction zu geben wußte, daß das häusliche Familienleben auf den Knaben unter angestrengtem Lernen gemüthlich wohlthwend einwirken konnte. Auf Kempf's Anregung begann er schon früh ein Diarium zu führen, in dessen jugendliche Geständnisse aber auch nur einen flüchtigen Blick zu thun der Präceptor absichtlich vermied. Bereits im Jahre 1726 konnte das Zeugniß der Reise zur Universität ausgestellt werden. Doch sowohl der Vater als der väterliche Freund hielten es für angemessen, den Termin zum wirklichen Uebergange zur Akademie wegen zu zarter Jugend noch auf ein Jahr zu verschieben, so daß die Immatriculation erst im folgenden Jahre 1727 erfolgte. So steht denn im Album academicum der Albertina verzeichnet: Anno 1726/1727 per semestrem hibernum secundum Rectore Christiano Masecovio S. Theol. Doct. et Profess. ord., Regio Consiliario, Pastore Ecclesiae Cathedral. Mense Februarii d. 27. Jacobus Lange Regiomont. Prussus stipul. m.

Diese schnellen und glücklichen Fortschritte, die der junge Schüler auf dem Gymnasium gemacht hatte, legen die Vermuthung nahe, daß er dabei von einer gesunden und kräftigen körperlichen Constitution unterstützt gewesen sei. Es scheint dieses aber keineswegs ganz der Fall gewesen zu sein. Schola crucis et lucis! bemerkt er im Tagebuch an der Stelle, wo er den Spruch Luther's sich aneignet, nicht bloß meditatio und oratio genüge dem rechtschaffenen Theologen, sondern nicht minder dürfe ihm auch die tentatio der Schmerzen und Leiden erspart werden. Er erklärt sich mit der Ansicht seines stets hoch-

gefeierten Lorenz Mosheim durchaus nicht einverstanden, der an dem berühmten, zeitlebens fränklichen Blaise Pascal tadelt, daß dieser das Kreuz, d. h. Krankheit, Armuth, Leibesschwachheit, zu den Wohlthaten Gottes zähle, die dem Menschen zur Förderung seines Heiles nothwendig seien, und erklärt sich diesen Widerspruch aus der verschiedenen natürlichen Disposition der beiden großen Männer. Ihm sei aus der Erfahrung die Ueberzeugung zu Theil geworden, daß gerade das Kreuz ein treffliches Mittel sei, die lebhafteste Flatterhaftigkeit der Temperamentsanlage einzudämmen und den erforderlichen ausdauernden Ernst zu charaktervoller Geistesentwicklung aufrecht zu erhalten. So erzählt er von seiner ihm beschiedenen Schola crucis, die ihn aber zum „Licht“ geführt habe, die er während seiner frühesten Lebensperiode von seinem achten Jahre an zu bestehen gehabt habe. Er sei nämlich von mancherlei Krankheitsanfällen, häufig wiederkehrenden Leibesschwächen, namentlich heftigen Kopfschmerzen, von denen er bis in sein 50. Lebensjahr nicht verschont blieb, geplagt worden. Einmal habe er an einer Geschwulst an der rechten Schläfe, die nur durch eine schmerzhafteste Operation entfernt werden konnte, furchtbar gelitten. Bei diesen, wenn auch endlich geheilten Leiden, habe seinen Meditationen ein französisches Buch *Mystère de la Croix* einen besonderen Trost bereitet. Gerade Schmerz und Leid, *tentatio* mit *meditatio* verbunden, habe ihn mit desto größerer Glaubensfreudigkeit erfüllt, in der gewonnenen Zuversicht, daß (1. Theff. 5, 5) „Gott ihn nicht zum Zorn gesetzt, sondern die Seligkeit zu besitzen.“ Auch habe er später bei anderen entscheidenden Ereignissen seines Lebens eine Uebung erlangt, auf eine „innere Stimme“, die er nur mit dem biblischen *Bath-kol* (Gottes Ruf) vergleichen könne, zu achten, die ihm in Augenblicken des Entschlusses den rechten Weg

gewiesen habe. Von dieser Beachtung der „inneren Gottesstimme“ ließ er sich nie abbringen. Dabei verwahrt er sich ausdrücklich vor jedem Verdacht superstitiöser Ueberschwenglichkeit, von der er allzeit frei gewesen sei. Dazu kam noch, daß in Anbetracht seines Kopfleidens Eltern, Freunde und Verwandten für ihn einen anderen Berufszweig als den eines academisch Gebildeten, ins Auge faßten. Diese Zumuthung aber widerstand ihm, und so konnte er sich bald im Wettstreit mit seinen Mitschülern dergestalt nicht unrühmlich bewähren, daß er bereits im 16. Jahre seines Alters die Matrikel der Albertina erhielt.

Nummehr sah sich der fast allzu junge Student, *peradolescens studiosus*, wie er sich selbst bezeichnet, in eine ganz neue Lebens- und Lernmethode gewissermaßen unvorbereitet versetzt. Wir kennen die Uebelstände, die in Folge der verwildernden Kriege des 17. Jahrhunderts über Deutschland gekommen waren und auch die Universität hart betroffen hatten. Auch Königsberg war von ihnen nicht unberührt geblieben. Dr. Dan. Heinr. Arnoldt's „Ausführliche und mit Urkunden versehene Historie der Königsbergischen Universität“ 3. Bd. 1746, giebt Material, einen Blick in die damalige Zeitlage zu werfen. So hatte schon 1664 der große Kurfürst ein Rescript von „Cölln an der Spree“ wegen Abschaffung des Pennalismus in stärksten Ausdrücken ergehen lassen, worin die studirende Jugend, „die durch allzu große angemachte Freiheit sich öfters auf ein gar üppiges untugendhaftes Leben beflisset, und also in ihren zarten Jahren zu gar leichten Sitten, dem also genannten hochärgerlichen Pennalismus angeführt und angewöhnt werde,“ vermahnt wird, diese litthauischen (!) Scurritäten als schädliches Unwesen und strafbares Beginnen zu unterlassen, und mit Androhung von Strafe befohlen wird, „den höchstschädlichen Pennalismus gänzlich zu cassiren.“

Aber noch im Jahre 1727 scheint das wohlgemeinte Rescript unter den königlichen Nachfolgern ziemlich kraftlos nur auf dem Papier gestanden zu haben. J. L. fand sich von dieser *licentia dicendi, sentiendi et agendi juvenum*, die ihn als neuen Commilitonen begrüßten, höchlichst überrascht und verlezt. Hatte er doch vorausgesetzt, daß das wissenschaftliche Studium zu Zucht und guten Sitten führen müsse. War es doch das Collegium Fridericianum, wo die ernste fromme und dabei milde Spener'sche, von Halle herübergepflanzte Richtung Wurzel gefaßt hatte, wo er zu einer anderen Auffassung des academischen Lebens Anleitung gefunden.

Während es nun unter den Studiosen nach Sitte der Zeit ziemlich wild herging, declamirten die streitsüchtigen Rathedermänner tapfer gegen die *pacificatores*, die vergeblich zu Frieden und Verständigung mahnten. Welcher Seite der junge Albertiner sich zuwandte, ist unschwer zu errathen. Bevor er sich der eigentlichen Theologie widmete, waren es die vorbereitenden *Humaniora*, denen er in den beiden ersten Jahren oblag. So hörte er im ersten Jahre Dr. Böhme über griechische Alterthümer und Literatur, gleichzeitig Prof. Strimesius über lateinischen Styl, unter deren Leitung er, wie aus seinem *Ephemerides* zu ersehen, vollständig sich der Handhabung der lateinischen Sprache bemächtigte, wie denn Beide ihre Vorträge lateinisch hielten. Daneben las er bei Prof. Kypke das griechische Neue Testament cursorisch durch, als nützliche Vorübung für spätere genaue practische Exegese, und nach derselben Methode das hebräische Alte Testament bei Dr. Abraham Wolf. So war's recht. Erst lernte er die alten Sprachen, dann praktisch ihren Gebrauch und dann die Grundtexte, deren bewußtvoller Anwendung man sich alsdann erfreute. Wir staunen, wenn er berichtet, daß ihn gleichzeitig auch die

Mathematik bei Dr. Langhauſen und die Phyſik bei Prof. Zeſke lebhaft intereſſirte. Dazu kam noch Logik und Meta-phyſik bei Kypke, deren Elemente ihm von der Schule her nicht unbekannt waren, und Privatunterricht im Engliſchen bei Prof. Kappolt. Man ſieht, er war die erſten zwei Jahre genügend in Anſpruch genommen. Inzwiſchen hatte ſich in der gelehrten Welt ein Ereigniß vollzogen, das nicht bloß auf literäriſche Fehde ſich beſchränkte. Trotz der abfälligen Urtheile Luther's ſtand die Lehrmethode des „großen Ariſtoteles“ noch bei Theologen und Philoſophen in hohem Anſehen. Da hatte nach dem Vorgange des univerſalen Effektiers Leibniz, Chriſtian Wolff in Halle ſich der mathematiſchen Demonſtrationsweiſe für die wich-tigſten metaphyſiſchen Probleme bemächtigt und ſchien einem mißverſtandenen Determiniſmus das Wort zu reden, nach welcher die Verantwortlichkeit menſchlicher Handlungen durch die Unwiderſtehlichkeit göttlicher Gnaden- oder Verwerfungs-wahl in einem bedenklichen Licht erſchien. König Friedrich Wilhelm, der von dieſer ruchloſen Theorie, die ihm hinter-bracht war, für ſeine zur Deſertion geneigte Potsdamer Garde alles fürchtete, befahl ſofort dem gefährlichen Pro-fefſor bei Strafe des Stranges Halle zu verlaſſen. Aber der gefeierte Wolff zählte überall, auch in Königsberg, der Anhänger viele. Ein Freund des Lange'schen Hauſes, Prof. Fiſcher, und ein Dr. med. Kleiſchmidt, hatten es gewagt nach Wolff'scher Methode zu dociren, wobei freilich am wenigſten von der „prädeſtinirten“ Entweichung der ge-preßten preußiſchen Rekruten die Rede war. Doch ſolche Empörung gegen den Willen des Königs genügte. Fiſcher wurde verbannt und Kleiſchmidt mußte im Kerker büßen: „nam Wolfianus et atheus hoc tempore erant syno-nima!“ Da lernte der junge Studioſus aus den Lehren ſeines Vaters wie ſeines „Mäcenas und Mentors“ Kempt,

der ihm während der ganzen Zeit seiner Universitätsjahre rathend zur Seite stand, daß in keinem der künstlich sich aufbauenden philosophischen Systeme für christliches Denken und Wollen Heil zu finden sei und daß man aus Allem als „Ekklektiker“ das Beste entnehmen müsse, ein Grundsatz, dem er zeitlebens treu blieb. Sich tollkühn auf die Orakel eines Einzigen zu verlassen, hielt er nie für gerathen. Es gewährt eine gewisse Befriedigung zu beobachten, in welcher unbefangener Weise er während des Quadrienniums auf der Albertina die geistigen Gaben, die ihm in den Vorträgen der Lehrer zufließen, in sich umsetzen konnte, worüber er sich selbst zum Theil recht eingehend in seinem Tagebuch ausläßt. Weder sehen wir in ihm eine stumpfe Ermüdung, wovor ihn sein reger Geist bewahrte, noch auch eine blinde Hingebung an irgend eine unwiderstehliche Persönlichkeit, die ihn, wie das öfter zu geschehen pflegt, vollständig captirte, sondern vielmehr eine frische aufrichtige Verarbeitung dessen, was er als schätzbares Material für weiteres Nachdenken empfing, zu selbständiger Verwerthung, die auch später ihre Früchte trug.

Endlich, nach Verlauf der ersten beiden Jahre, in denen er die Humaniora eifrig betrieben hatte, war es Zeit, im J. 1729 ad sacra Theologica et Divina, zu dem vornehmsten aller Studien überzugehen, dem er in ehrerbietiger Gottesfurcht unter allen Gegenständen, die der menschliche Geist denkend zu erfassen habe, die höchste Stelle zuwies. „Der Herr unser Gott ist Geist, darum gebühre ihm eine Anbetung im Geist,“ lautete nach Joh. 4, 4 die viel umfassende und von ihm tief empfundene Mahnung. Das hielt ihn aber nicht ab, die Systematiker der alten Schule mit mehr Respect zu hören, als die modernen Hallenser des Spener'schen Pietismus, auch Christian Wolff's Philosophie zu würdigen, nach seinem ekklektischen Princip:

Alles zu prüfen und das Gute zu behalten, wie er meinte, nicht im Widerspruch mit dem Apostel. So war es Dr. Abraham Wolf, ein höchst gewandter Docent, damals zugleich auch Director des Collegium Fridericianum, der die Sätze der Dogmatik nach der Methode der Thesen und Antithesen, aufs Beste ans Licht zu stellen wußte. Bei Dr. Rogall trieb er Exegetica und hebräische Alterthümer, d. h. Einleitung in das alte Testament, wobei wir nicht unerwähnt lassen wollen, daß damals zu der gegenwärtigen Quellenkritik der Schriften des Alterthums noch manche Vorbedingungen fehlten, welche erst später bei dem Fortschritt der historischen Wissenschaften überhaupt sich Bahn brechen konnte.

Im folgenden Semester 1730 wurde neben der Theologia thetica die Ethik nach den Vorträgen des Prof. Dyfius hinzugefügt, an die sich philosophische und hermeneutische Uebungen unter Anleitung des Prof. Saltenius angeschlossen. Darauf folgten biblisch-hermeneutische Uebungen bei Dr. Rogall. Von diesem bemerkt Lange, daß er, wie der Apostel Paulus in kleiner Gestalt, durch bestechenden Redefluß gegläntzt habe, dabei von sanfter, wahrhaft evangelischer Milde, eine höchst sympathische Persönlichkeit. Auch stand Dr. Rogall ihm in seinem Elternhause nahe. Bei seinem Vater nämlich pflegten auch Anhänger der damals viel genannten Dippel und Sictel zu verkehren. Als Freund des Hauses nahm nun Rogall Veranlassung, theils in seinem Colleg auf das Ungefunde und Krankhafte jener Sectirer aufmerksam zu machen, theils auch wohlgemeinte, beherzigungswerthe Winke zu geben, so daß mystische Anwandlungen durch eine verstärkte Hingabe mit dem nach Luther's Lehre verkündeten reinen und lauterem Gotteswort bald zurücktraten. Diese Erfahrung befestigte ihn in dem Grundsatz, daß, wer in seiner Mutterkirche den Weg zur Heilswahrheit gefunden habe, nicht eigenmächtig,

von persönlichen Rücksichten getrieben, sich von ihr abwenden dürfe, vielmehr ihr treue Unhänglichkeit zu bewahren habe. Stehe ich dem Bekenntniß der Kirche aus Ueberzeugung zugethan, so darf mir das Benehmen und Verhalten mancher Bekenner das Bekenntniß nicht verleiden. Noch im zweiten Semester desselben Jahres 1730 wurden die fortgesetzten Vorträge der Prof. Rogall und Lysius benutzt, mit mehrfacher Betheiligung an den praktischen Uebungen und Disputationen unter Salthenius. Mit dem Beginn des nächsten Jahres 1731 kam es zur Kirchengeschichte, in welcher Prof. Sahme, ein bewährter Kenner der Patristik, geschickt einzuführen wußte, woneben die Homiletik, von Magister Saß vorgetragen, eingehende Beschäftigung beanspruchte.

So neigte sich mit dem Abschluß des Jahres 1731 für den 20 jährigen Studiosus der Cursus auf der heimischen Albertina seinem Ende zu und es entstand die Frage, ob er nicht nach academischem Brauch auch noch auswärtige Universitäten frequentiren sollte. Dem jugendlichen Verlangen nach Reisen in der Fremde erschien diese Aussicht eine wünschenswerthe und erfreuliche. Aber der treue Prof. Rogall, der ihm und seinem väterlichen Hause persönlich nahe stand, rieth entschieden von solchem Vorhaben ab. So sah er sich denn sofort als Lehrer in der III. Classe am Collegium Fridericianum angestellt. Auch sollte dieses Amt ihm nicht hinderlich sein, in den Kirchen theils in seiner Vaterstadt, theils benachbarter Ortschaften sich im Predigen zu üben. Er scheint sich auch durch vielfache Betheiligung an öffentlichen Disputationen und sonstigen mündlichen Vorträgen dazu eine gewisse Fähigkeit zugetraut zu haben, um das Auftreten auf der Kanzel vor der feierlich versammelten Gemeinde in wohlgefügter Rede nicht scheuen zu dürfen. Doch eine gewisse Zaghaftigkeit oder Zartheit des Gewissens, *tenuitas conscientiae*, wie er sich ausdrückt,

verbot ihm, die Kanzel als eine homiletische Uebungsstätte für rhetorische Schönrednerei, nach Art der Academiker und Candidaten, anzusehen. Als er zum ersten mal die Kanzel bestieg, hatte er sich ein Paar homiletische Regeln zurecht gelegt: 1) Es sei unwürdige und unselbständige Nachahmungssucht, seine Predigt nach der Schablone dieses oder jenes Jenaer, Leipziger oder Königsberger Prädicanten anzufertigen; das sei Pedantismus. Wie der Text es erfordere, solle man seine Rede zurichten, nach der Fassungsgabe und dem Bedürfniß der Zuhörer und dem Affect des Redners. 2) Weiterschweifige Perioden und langathmige Chrien ermüden den Zuhörer, der sofort ohne Umschweif den Sinn und Werth der angetragenen Sache erfassen will; kurz und bündig, einfach und schmucklos, weder zu hoch noch zu niedrig sei der Ausdruck gewählt. 3) Alle fein zugespitzte Glaubenshypothesen seien zu vermeiden, weil aus ihnen die religiöse Erkenntniß keinen praktischen Gewinn schöpfe, wie auch alle Moralia, deren Richtigkeit der Redner nicht mit ganzem Herzen zu vertreten im Stande sei. 4) Jede Rede, welche Erbauung bezwecke, habe sich aller thörichten und unnützen Fragen zu enthalten, in aller Sanftmuth nach 1. Tim. 2, 23.

Mitten unter diesen vorbereitenden Arbeiten ereignete sich ein Umstand, der nicht unerwähnt bleiben darf. Für die in Ostpreußen, im Insterburgschen Kreise wohnhaften Littauer evangelischer Confession fehlte es sehr an ihrer Sprache kundigen Predigern. Diesem Mangel sollte das durch königliche Fürsorge in Königsberg gegründete littauische Seminar abhelfen. Auf Anrathen seiner Lehrer trat er in dieses Seminar und begab sich behufs praktischer Erlernung des Littauischen zu einem Anverwandten, dem Pastor Fiedler, in die Umgegend, wo er zugleich Hauslehrer bei einem Herrn v. Schliebe wurde. Wie sehr ihm die solchergestalt zugänglich

gewordene Kenntniß der littauischen Sprache später eine wesentliche Erleichterung zur Erlernung des Lettischen in Livland gewährte, hat er wiederholentlich bezeugt. Pastor Fiedler, dessen helfenden Umgang er genoß, starb bald darauf, doch auch sein Nachfolger im Amt, Hassenstein, wandte dem jungen Manne ein wohlwollendes Herz zu, dessen Freundschaft später, wie wir sehen werden, in Livland eine Veranlassung ward, daß innige und dauernde Familienbeziehungen entstehen konnten, denen wir auch die Aufbewahrung der Ephemerides zu verdanken haben.

Hier tritt eine Lücke in der Erzählung der näheren Umstände ein, die einen Einblick in den Zusammenhang der nächsten Ereignisse verhindert. Noch in demselben Jahre 1731 — also muß der Aufenthalt in Preussisch-Littauen ein ziemlich kurzer gewesen sein — begab er sich, man ersieht nicht recht weshalb und wodurch veranlaßt, auf eine, damals freilich viel umständlicher als heutzutage zu bewerkstelligende Reise nach Danzig und endlich nach Berlin. Es heißt ganz kurz, nach der Rückkehr aus Littauen sei es zu dieser Reise gekommen. Schon in Danzig, bemerkt das Tagebuch, habe ihm Manches zu einer gewissen Erweichung scholastischen Stumpfsinnes gedient, *ad emolliendam scholasticorum nostrorum hebetudinem*. Er machte da die Bekanntschaft mit Engländern, Franzosen, auch Russen, durch die, wie er meinte, der Blick in das Universum an Umfang gewonnen. Auch kam ihm das Buch eines Engländers in die Hand *de idolis eruditorum*, das ihn ungemein anregte und ihm ganz neue Standpunkte zur Beurtheilung der Menschen und Dinge zu eröffnen schien. Der Eindruck, den die Gedanken des großen Franz Baco v. Verulam auf ihn machte, war für ihn fast ein überwältigender. Bald darauf aber, schon im November desselben Jahres 1731, finden wir ihn in

Berlin, damals noch lange nicht die Weltstadt und Kaiserresidenz von heute mit ihren Kunsthallen, Hörsälen, Parlamenten, Gärten, Eisenbahnen und Prachtbauten. Doch kann er nicht umhin unter dem Eindruck des Neuen auszurufen: *quo loco multa vidi tulique*, Vieles habe er gesehen und erfahren, was für seinen ganzen späteren Lebensgang von entscheidendem Einflusse ward. „Nonnulla quoque sum expertus quae futura traxere vitae meae fata.“ Es bleibt bei diesem kurzen Aufenthalt in Berlin übrigens bemerkenswerth, daß ein junger 20jähriger Candidat der Theologie „aus Vittauen“ ohne besondere Empfehlungen in Berlin es so schnell fertig bringen konnte, zu bedeutenden und hochstehenden Persönlichkeiten Zugang zu finden, die sich für ihn interessirten und seine Anstelligkeit und Brauchbarkeit sofort erkannten. Damals nämlich schickte sich ein Commissarius aus dem königlichen Ministerium — sein Name ist nur mit W. bezeichnet — zu einer Reise nach Polen an, um dort gewisse Aufträge auszuführen, welche kirchliche und politische Angelegenheiten betrafen. Es galt, gewisse Pläne des beim König Friedrich Wilhelm viel geltenden Oberhofpredigers, der zugleich „Bischof“ der unirten Dissidenten in Polen war, Jablonski, durchzusetzen. Die vom preussischen König begünstigte Absicht war, eine Vereinbarung der in Polen zerstreut und isolirt lebenden Ruthenen, Reformirten, Socinianer, mährischen Brüder, mit welchen Jablonski in nächster Verbindung stand, zu bewerkstelligen und herbeizuführen. Die verschiedenen, unter sich uneinigen Parteien der Evangelischen in Polen, deren Zahl nicht gering war, sollten so weit möglich zu einem Friedensstande sich vereinigen, damit sie als ein derartig geschlossener Kirchenkörper der übermüthigen päpstlichen Hierarchie die Spitze bieten könnten, die mit richtigem Takt von der Zerspplitte-

rung ihrer Gegner den Sieg ihrer Sache erwarteten. Die Führer und Leiter dieser einzelnen Dissidentenparteien aufzusuchen, mit ihnen Rücksprache zu nehmen und gemeinsame Maßnahmen anzubahnen, war dem königlichen Rath aufgegeben. Und da war es nun unser L., der ausersehen ward, den Commissarius W. auf seiner Reise als Begleiter und Secretair behilflich zu sein. Auch wurden ihm, falls der Erfolg den Wünschen entspräche, Entschädigungen der Reisekosten *cc.* in Aussicht gestellt. Wie wenig jedoch diese Versprechungen sich erfüllten, lehrte die getäuschte Erfahrung. Der Aufenthalt in Berlin nahm aber nicht blos die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Reise nach Polen in Anspruch. Mancherlei Bekanntschaften, die gemacht wurden, lenkten die Aufmerksamkeit auf eine nähere Erwägung gewisser Zeitfragen. Da hatten die gelehrten Vertreter der biblischen, historischen, sowie der exacten Naturwissenschaften ihre Probleme und Hypothesen auf die Tagesordnung gestellt, die noch immer des Austrages und der allgemeinen Anerkennung warteten. Daneben gab es aber Bedürfnisse und Ansprüche ganz anderer Art. Religiös lebhafter veranlagte Gemüther fanden in den ihnen zu Gebote stehenden kirchlichen Cultusformen nicht diejenige volle Befriedigung, nach der sie für das Genüge ihrer tieferen Gefühlsbewegung verlangten. Dieser Umstand war nicht darauf angelegt, die disparaten Geister zu versöhnen und den kirchlichen Frieden zu erleichtern. So lange z. B. die heliocentrische Hypothese von der Stellung der Erdplaneten als ein unauflöslicher Widerspruch gegen die biblische Weltanschauung galt, ward Vieles als grundstürzende Kezerei verschrieen, worüber die Furcht der Gläubigen sich längst beruhigt hat. Die heiligen Urkunden der göttlichen Offenbarung hatten es mit der Kundgebung und Ausführung der ewigen Rathschlüsse zur Seligkeit der

sündigen Menschheit zu thun und überließen die Erforschung der gesammten materiellen Naturwelt dem menschlichen Verstande, so weit es diesem gelingen mag, die Räthsel des physischen Daseins zu lösen. Der christliche Glaube, der in der Liebe sich bewährt, hat bei allen seinen Forderungen und Verheißungen jede Einmischung etwa der Chemie, Astronomie zc. mit Entschiedenheit abzulehnen. Sobald aber die zeitweilig gelungene Ergründung der Naturkräfte und Stoffe ihren bestimmenden Einfluß auf das Gebiet des Religiösen und Sittlichen zu übertragen sich erkühnt, ist der Phantasie ein weiter Spielraum geöffnet, der zu den wunderbarlichsten Verirrungen Veranlassung giebt. Auch in Berlin wimmelte es damals von Fantasten, Inspirirten, Chiliaften, die bei der Unfertigkeit der Anerkennung exacter Principien und bei den scharfen Gegensätzen, in welchen die verschiedenen Kirchenparteien zu einander standen, aus dieser Lage der Dinge Kapital schlugen und nur zu oft in der Masse willige Adepten fanden, die sofort bereit waren, Andersgesinnte als Atheisten, Synkretisten auch kirchlich zu verdächtigen. Der Brandenburger Hof, dem nach angestammter Tradition die Aufgabe zugewiesen war, eine Vermittelung und Ausgleichung spannender Gegensätze herzustellen, meinte in dem Bischof Jablonski den Mann zur Ausführung seiner Absichten gefunden zu haben. Inzwischen sah sich auch unser zwanzigjähriger L. allhier in diesen Kreis ziemlich heftiger Widersacher versetzt, wobei er merkte, daß es Zeit sei, sich in seinen Ueberlegungen irgend wie zu entscheiden. Dazu bot ihm Gelegenheit die Bekanntschaft eines jungen Mannes, die ihm schließlich die goldene Lebensregel einbrachte, vorsichtig in der Wahl intimer Freunde zu sein. Diesen neuen Freund, einen gewissen Eckbrecht, beschreibt er als einen character implicabilis, einen unbeugsamen Charakter,

von sonst ganz artigen Formen, in allerlei Studien und Künsten nicht unbewandert, eine Art Polyhistor, der sich gelegentlich auch mit physikalischen und chemischen Experimenten beschäftigte und mit sympathetischen Pulvern, der Wiederbelebung erstorbenen Vegetabilien u. Auch rühmte er sich ein Schüler des seligen Herrn Lichtscheid zu sein, und wußte Wunderdinge von dessen Gesinnungsgenossen Petersen zu erzählen, von dem er die besten apokalyptischen Principien gewonnen habe. Millennium, Chiliasmus, Wiederbringung der Dinge, das waren seine Schlagworte, ziemlich theoretisch vertreten. Die eschatologischen Begriffe über die Zukunft, Ewigkeit u. wurden nach rabbinischer Art aus der Etymologie hebräischer und griechischer Buchstaben zurechtgestellt. Eine Wiederherstellung des jüdischen Königthums ließ er nicht gelten, sondern redete nur der „allgemeinen Gnade, der Hoffnung der Heiligen u. das Wort, mit einer abfälligen Kritik der orthodoxen Lehre von der ewigen Verdammniß.“ Daß unser Lange, bei seinem Eklekticismus, einer Nachwirkung der Spener'schen Richtung, sich bald von solchen Ueberschwenglichkeiten los sagte, wird aus seinen weitläufigen, hier nicht wieder zu gebenden, Auslassungen ersichtlich.

Gab es doch für ihn bei seinem Aufenthalte in Berlin, neben den rein theoretischen Fragen, obgleich sie ihn nicht wenig interessirten und zum Nachdenken reizten, einen ganz anderen Umstand, über den er nicht so leicht hinweg konnte, der aber zur Entscheidung drängte. Sobald diese Untersuchungen zur praktischen Ausführung unter gegebenen Zeitverhältnissen nöthigten, erschien die Sache in einem neuen Licht. Mochten auch gelehrte Männer, wie Pfaff, Weismann, Clericus u. A. auf Kathedern und in dickleibigen Quartanten die irenischen Thesen und Antithesen gründlich erwogen haben, so war damit für die thatsächliche Um-

gestaltung bezw. Aufbesserung der verschobenen, schwierigen kirchenpolitischen Praxis wenig gebient. Die Lenker der äußeren Ordnungen der Dinge konnten sich mit diesen für sie ganz müßigen Diatriben der Rathedermänner nicht begnügen. Es mußte gehandelt werden, um diese Unruhe möglichst aus der Welt zu schaffen. Das war der Wille des königlichen Hofes und zur Ausführung dessen schien der illustrissimus Episcopus Jablonski berufen. „Aula Brandenburgensis in hoc negotio grandi erat fax, Jablonski autem tuba!“

Eine kirchliche Union, namentlich zwischen Lutheranern und Reformirten, wurde in Angriff genommen. Daß eine solche erst hundert Jahr später von Berlin aus, wo Theologen ersten Ranges wie Schleiermacher u. A. dafür eintraten, wenn auch nicht durchschlagend, so doch in respectablem Umfange gelang, wissen wir. Daß aber die Bemühungen des Königs Friedrich Wilhelm I. und seines Oberhofpredigers scheiterten, lag in der Zeit. Wohl schien Jablonski, das Orakel des Hofes in kirchlichen Dingen, ursprünglich Reformirter wie sein König, der hallensischen Richtung, die noch von Spener's Tradition lebte, zugehan, Mitglied der Berliner Academie der Wissenschaften, Bischof der mährischen Brüder, — wohl schien Dieser nach Gaben und Stellung ausersehen, das gewünschte Werk des Kirchenfriedens unter den Protestanten herzustellen. Und in der That! Ein Versöhnungsfest wurde angekündigt. In der Mark Brandenburg, in Königsberg, Halle, Frankfurt a. O. u. s. w. sollte 1730, bei Gelegenheit des zweihundertjährigen Jubiläums der Augsburger Confession die Vereinigung der bisher getrennten Lutheraner und Reformirten zu Stande kommen. So hoffte man. Man erging sich in den schönsten Erwartungen. Der Geist des Friedens und der einmüthigen Liebe sollte

über alle Unterscheidungslehren hinweg die Getrennten auf einem Grunde evangelischen Glaubens vereinigen. Die academischen Händel sollen sich auf ihr rechtes Maß beschränken, der persönliche Haß sollte schwinden, die anrüchigen Namen der —isten sollten nicht mehr gehört werden, die Beredsamkeit eines L. Mosheim, die Urbanität eines Pfaff, die Weisheit eines Buddens und die gewichtige Würde eines Jablonski sollten das große Werk in Scene setzen.

Dieses principiell und theoretisch betrachtet gewiß löbliche Unternehmen stieß in der praktischen Ausführung auf Schwierigkeiten, die zu überwinden mehr Muth und Ausdauer verlangte, als den Derzeitigen zu Gebote stand. Doch ließ man sich nicht abschrecken, Versuche, die darauf hiezelten, zu machen. Um nun auch die unter sich keineswegs einigen Dissidenten in Polen für die Sache zu gewinnen, ward der Graf W. auf Befehl des Königs durch Jablonski ausersenden und Lange beordert den höfischen und diplomatischen Friedensherold als Schriftführer zu begleiten. Wie man dazu kam, unsern Lange, einen aus der Provinz eben erst gekommenen, unscheinbaren Neuling zu diesem Posten zu erwählen, ist nicht ersichtlich. Indes beweisen die Beobachtungen, die der junge Mann auf dieser Reise Gelegenheit fand zu machen und später seinem Tagebuche anvertraute, von einem gewissen natürlichen Geschick, die näheren Berührungen mit Menschen nicht zu scheuen, die an Reife des Alters, Erfahrung und Lebensstellung ihn jedenfalls weit überragten. Es setzt in Verwunderung wahrzunehmen, wie leicht und ungezwungen der junge Mann sich in fremder Umgebung zu bewegen wußte, was wir sogleich sehen werden.

Ueber Frankfurt an der Oder ging es zuerst nach Posen, wo W. sofort seine Friedensunterhandlungen begann. Unglaublich groß war dort, wie L. berichtet, die Mannig-

faltigkeit der Dissidenten. Da gab es Lutheraner, Reformirte, Socinianer, böhmische Brüder, die sich alle gegenüber den Katholischen mit dem gemeinsamen Namen der Evangelischen deckten. Nirgends war die Neigung zur synkretistischen Tendenz so groß, wie unter den polnischen Magnaten. Keineswegs war der Beweggrund christliche Weitherzigkeit, sondern leider nur „palpabile lucrum, sacra auri fames!“ Wer gut bezahlte, hatte hier Schutz und Unterkunft zu hoffen. Der polnische Magnat, sonst ein Enthusiast und Päpstlicher vom reinsten Wasser, ward für Lohn vollständig indifferent gegen Juden und Socinianer, ja selbst Deisten und Atheisten. So schreibt L. 1732. Zudem hatten Einwanderer aus den verschiedensten Nationen als Handelsleute, Handwerker und Techniker jeder Art bei den Dynasten willkommenen Eingang gefunden. So schon seit dem 16. Jahrhundert die böhmischen Brüder im Posenschen, die nach dem Pact von Sandomir sich als Colonisten weiter ausbreiteten, und mit diesen vermischt die fratres unitatis, die den Berliner Hofprediger Jablonski als viel vermögendes Haupt betrachten konnten, durch dessen Vermittelung sie sich der Gönnerschaft des Königs von Preußen getrösteten. Welcher Art das „mystische Band“ (vinculum mysticum) war, das die politischen Interessen mit den politischen in Berlin genährten Hintergedanken verknüpfte, läßt L. nur ahnen. Freilich hatte gleich anfangs Luther's Lehre in Polen Anklang gefunden, so daß Melanchthon in einem Brief an Matthaeus die Zahl der dortigen evangelischen Gemeinden nach Hunderten angiebt und nach der Synode zu Posen 1564 drei Superintendenten den Gemeinden und Predigern vorgelegt wurden, deren leitendes Haupt der General-Super. Erasmus Gliszenius war. Aber inzwischen änderte sich doch bald alles. Woher der Rückschritt nach einem viel versprechenden Anfang? Die böhmischen Brüder und ihre

Spitzführer, meint L., könnten diese Frage wohl beantworten. Aber sie schwiegen. Die Sache schien sich so zu verhalten. Wo die Böhmen sich gedrückt sahen, wußten sie sich klüglich den Lutheranern beizuordnen, bei denen sie als Glaubensverwandte Unterkunft fanden, während sie ihnen bei irgendwie erlangter Sicherheit jede kirchliche Gemeinschaft kündigten. So fand Jablonski den Stand der lutherischen Kirche in Polen vor und that, als Bischof der Böhmen, sein Uebrigcs, ut facies Lutheranismi per totam Poloniam adpareat cadaverosa!

Was war also eigentlich die Aufgabe, die der königliche Commissarius W., von Jablonski inspirirt, auszuführen hatte? Kurz gesagt, die Ordnungen der mährischen Brüder auf Kosten der lutherischen Eigenart aufzurichten. Was that Gliszenius, der Antistes der Lutheraner? Nichts mehr noch weniger, als eine conformatio amphibolischer und heterogener Glaubensbestimmungen der Colonisten u. unterschreiben und an die Lutheraner das Verlangen stellen, zu den „alten und bewährten“ Traditionen der Mähren überzugehen: dann wäre die evangelische Union glücklich gelungen. Also die nicht minder „alten“ und praktisch recht bewährten irenischen „Traditionen“ sollten verworfen, aber die übrigen als maßgebend gelten. „Bone Deus! ruft L. aus: suis scriptis et acceptis et traditis sanctum attribuunt autoritatem, quam Pontificii olim canonibus!“ Und da sollte auf Grundlage solcher Voraussetzungen eine befriedigende Union zu Stande kommen! Das hieß doch nichts anderes, als eine auf Satzungen menschlicher Weisheit gebaute Kirche mit einer auf gleichem Fundament stehenden vertauschen.

Lange preist in seinem Tagebuch es als eine göttliche Fügung, daß er auf dieser Reise, welche Unionszwecken galt, die schlimme Praxis derer kennen lernte, die bei

unmöglichen Vorbedingungen unter verschiedenen Kirchenparteien eine verfassungsmäßig erträgliche Vereinigung stiften wollten. Diese Erfahrungen kamen ihm später in seiner Stellung zu den Anhängern Zinzendorf's, mit denen er später in Livland zu thun hatte, zu Gut. Er kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, mit einer gewissen Gefühlserregung, die ihm übrigens niemals fehlte, die gewandte Inconsequenz der böhmischen Brüder zu bemerken. Waren diese doch einst als Calvinisten von gleichem Eifer gegen Papstthum und Episkopat beseelt, so daß ihnen schon der bloße Namen Bischof ein verabscheuungswürdiger war, wozu sie doch nach biblischem Sprachgebrauch kein Recht hatten. Nunmehr ließen sie sich aber einen Gegenbischof in ihrem gefeierten Jablonski gefallen, ganz wie später Graf Zinzendorf und die Seinigen den Bischofstitel wohlgefällig fanden. Auch hielt er sich für keinen unberufenen Zeugen in der Sache, da er in Posen Zugang zu den Archiven der Brüder fand und später in Livland selbst mit den Leuten in Berührung kam, deren Verhalten er aus eigener Anschauung kennen lernte. Diese Brüder, ziemlich ungelehrte Leute, legten indeß, wie es bei Menschen dieser Art nicht ungewöhnlich ist, eine beachtenswerthe Geschmeidigkeit an den Tag, wo es sich darum handelte, auch in kirchenregimentlichen Dingen die Oberhand zu gewinnen. Das war auch in Polen der Fall. Kaum hatten sie sich gastweise den Lutheranern angeschlossen, so wußten sie es dahin zu bringen, dieselben dergestalt zu absorbiren, daß sie sich ihre Rechte und Prerogative unter dem Namen der Brüder-Unität zueigneten.

Von Posen führte die Reise nach Krakau. Da gab es andere Zustände zu beachten. Auch die dortige Universität nahm die Aufmerksamkeit unseres L. in Anspruch. War es dem jungen wissensdürftigen Mann doch ein Be-

dürfniß, Alles, was überhaupt dazu dienen konnte, seinen Gesichtskreis zu erweitern, nicht unberücksichtigt zu lassen. Doch scheint dieser „Müßiggänger“ keineswegs seinen Erwartungen entsprochen zu haben. Denn er begnügt sich ziemlich kurz mit der abfälligen Bemerkung: wenn diese Universität überhaupt das classisch angehauchte epitheton ornans verdiene. Dagegen waren es die Socinianer, die damals in Krakau ziemlich zahlreich sich eingefunden hatten, deren nähere Bekanntschaft er in ihren hervorragenden Repräsentanten machte. Es war besonders ein Edelmann Namens v. Morstein, mit dessen Sohn er als *coetanus et contubernalis* während seiner Universitätsjahre in Königsberg befreundet gewesen war, der ihn mit Wohlwollen und Güte aufnahm und an dessen Umgang er sich erfreuen konnte. Er gesteht unumwunden, daß der Socinianismus ihm hier in einem ganz anderen, weniger abschreckenden Lichte erschien, als er in polnischen Compendien gewöhnlich abgemalt wird. Dann, sagt er, wie stellt man sich da den Socinianer vor? Als einen den Heiland und sein Erlösungswerk brutal blasphemirenden Menschen. Ihm war alles sehr wichtig, was er sonst von den Socinianern in Polen erfuhr. Wir müssen es uns versagen, den Inhalt der Unterredungen zwischen Morstein und ihm über die Lehre und Praxis der Socinianer, der volle 13 Quartseiten im Tagebuch einnimmt, ausführlich mitzutheilen. Es sei genug, nicht unerwähnt zu lassen, daß nach Morstein's Ansicht das einfache Bibelwort, in welchem die Evangelisten und Apostel die Person und das Werk Christi dem seligmachenden Glauben seiner Bekenner dargestellt haben, mit Beeinträchtigung der Wahrheit, von Kirchenvätern, Concilien und Scholastikern der späteren Jahrhunderte weit überschritten sei; daß die Berufung auf Melancthon's Ausspruch noch heute gelte, der eine tiefe

Abneigung auszusprechen keinen Anstand nahm vor den kirchlichen „Gährungen“, die in Folge gewisser aufgenommenen Streitfragen sich erhoben hatten. (Melanchthon pro tempore verebatur fermentationes in Ecclesia ob illas receptas loquutiones, inquiens: Bone Deus! quales tragoedias excitabit haec quaestio ad posteros: an sit Λογος ὑποστασις. In epist. ad Camera-rium pag. 100). Auch wollte Morstein den theologischen Schulausdrücken des socinianischen Rakower Katechismus keineswegs das Wort reden, die den politischen und scholastischen Spitzfindigkeiten in nichts nachstünden, und wünschte, daß das echte biblische Christenthum nicht mit den Ausschreitungen der Thomisten und Systematiker verwechselt werden möchte. Wie dem auch sein mag, so scheint aus allem hervorzugehen, daß, abgesehen von dem Eindruck, den Morstein's würdige Persönlichkeit auf unseren L. machte, und obzwar er auch nicht allen Einreden der Socinianer beistimmte, er nicht umhin konnte, vorläufig in Erwägung zu ziehen, ob das letzte Wort, wenn es sich um eine theologische Feststellung der Heilswahrheit göttlicher Offenbarung handelte, schon irgendwo und wann gesagt sei.

Am 26. Juni 1732 ward Krakau verlassen und die Reise nach Wilna weiter fortgesetzt.

Wüst und verlassen, so beschreibt L. 1732 Wilna, steckt diese einst reiche und mächtige Residenz der litauischen Großherzöge in Schmutz und Verkommenheit, mitten in einer von Natur fruchtbaren, nun aber in Folge der letzten unglücklichen Kriege entvölkerten und verödeten Landschaft. Nur einzelne Magnatenpaläste und Klosterbaulichkeiten im massiven Styl erinnerten noch hie und da an die verschwundene Pracht und Herrlichkeit, unter denen die gewaltige Kathedrale stolz hervorragte, mit ihren Kreuzgängen, Marmoraltären und Bildern aus ehemaliger

Glanzzeit. Das noch vorhandene aber dürftig erhaltene Jesuitencollegium zählte mehr Lehrer als Schüler. Zu der stattlichen Bibliothek fand er Zugang durch ihren gefälligen Custos, der, ein Franzose, nach Art seiner Landsleute, sich durch Liebenswürdigkeit, seine Manier und flüssige Rede aufs Beste empfahl. Vieles konnte mit ihm besprochen werden über den gegenwärtigen Stand der Literatur; les Journaux des Trévoux wurden gerühmt, denen ich, schreibt L., Acta eruditorum Heumanni, Lipsiensium und besonders Bibliothecam Anglicanam entgegenstellte, worauf er erwiderte: o bitte, was wollen Sie? Die Engländer halten es mit den Socinianern, und doch ist der größte Theil der heutigen Schriftsteller antisocianisch gesinnt. Worauf L. erwidert: das sei der Zeiten Geist. Der Engländer beschränkter Geist läßt sich zum Socianismus verleiten, und hier in Polen leben die Socianer unbehelligt und erheben ungestraft ihr Haupt. Morstein's Kenntnisse, Tugend und Frömmigkeit wurden gerühmt, die auch der Jesuit anerkannte. Als diese Äußerung aus seinem Munde Verwunderung erregte, gab er zur Antwort: Je suis bon catholique, Monsieur, et je révère les lumières supérieures de mon Eglise: mais je l'ai déjà appris dans France ma patrie et je l'apprends tout-à-fait ici, que le Toutpuissant, sans doute pour punir les péchés des catholiques, accorde quelque fois à des acatholiques et hérétiques des talents et même des vertus au-de-là de leur portée, où ils surpassent non rarement nous autres . . . je le dis rondement et je le dis pour l'amour de M. de Morstein“. War das ein jesuitisches Paradoxon oder eine captatio benevolentiae? Der junge L. konnte damals diese Redeweise nicht verstehen, erst spätere Erfahrungen lehrten ihn den Sinn derselben fassen.

Schon in Königsberg hatte er die Schule der Rabbiner Wilna's rühmen hören. Daher war sein Verlangen nicht gering, einmal ein Orakel des Talmuds und der Kabbala persönlich kennen zu lernen. Er suchte also einen empfohlenen Karaiten, Namens Moscha, in seiner Wohnung auf und fand in ihm einen etwas mürrisch gedrückt aussehenden alten Mann, der sich kaum erlaubte, die Augen zu erheben. In herkömmlicher Weise begann das Gespräch mit einem hebräischen Friedensgruß. Auf die Frage, ob er das Buch in deutscher Sprache — sepher bilschon aschkenas — besitze, präsentirte der Alte eine Bibel in germanisch-rabbinischem Idiom, in Amsterdam gedruckt. Bei der aufgeschlagenen Stelle Jesaias 53 nahm der Gast Gelegenheit von der wahren Choema zu reden, worauf der Greis lächelte und den Rabbi Levi empfahl, der in der kabbalistischen Weisheit besonders erfahren sei. Das war nicht tauben Ohren gepredigt; am nächsten Tage wurde dieser gepriesene Rabbi aufgesucht. Derselbe, ein Mann mittleren Alters, nach der Beschreibung nachdenklich, blaß, wie ein Hypochonder, aber freundlich bescheiden, nicht unzugänglich für fernere Mittheilungen. Er ward wiederholentlich besucht. Die Tagesliteratur war ihm nicht fremd; die Wolf'sche Philosophie wußte er zu würdigen, was besonders Verwunderung erregte, und im griechischen Neuen Testament zeigte er sich wohlbewandert. L. verweilt in seinem Tagebuch bei diesem Manne länger, weil Gottes Vorsehung es nach Jahren merkwürdig fügte, daß er mit ihm abermals in Verbindung treten sollte. Nämlich dieser Levi und ein anderer Jude, Schlom, kamen nach Riga, um Christen zu werden, und wurden zum vorbereitenden Unterricht ihm, dem damaligen Pastor zu Wohlfahrt, vom Consistorium zugewiesen. Levi begab sich darauf nach Petersburg und Schlom als „Jakob Wohlfahrt“ getauft, ließ sich in Liv-

land nieder, um als Gutsverwalter („Amtmann“) seinem Berufe rechtshaffnen nachzuleben.

Von Wilna führten die Aufträge den Commissarius und seinen Begleiter nach Kowno, das als eine ansehnliche littauische Stadt, in einer schönen Gegend gelegen, geschildert wird, wo ein Camaldulenser Kloster, wegen der Disciplin der Mönche nach ihren Ordensregeln Erwähnung verdiente. Endlich kam man auch nach Kheydan, einem unansehnlichen Flecken. Dort bestand noch eine kleine lutherische und reformirte Gemeinde. Hier fanden die Unterhandlungen und Nachforschungen des Commissarius ihren Abschluß. Er kehrte nach Berlin zurück, um dem „königlichen Grafen“, Schlabrendorf Bericht über den Erfolg der Reise abzustatten, während L., am 3. August in Königsberg eingetroffen, auf eine schlimme Enttäuschung hinsichtlich seiner ferneren Lebensaussichten sich gefaßt machen mußte. Das hing aber so zusammen. Schon sein Großvater Christoph L. hatte mit beträchtlichem Aufwande für seine Buchhandlung, die älteste und einzige in ganz Ostpreußen das ausschließliche Privilegium zur Herausgabe und zum Verkauf des preussischen Kalenders erworben, worüber das Originaldocument als Familiengut sorgfältig aufbewahrt ward. Der Vertrieb dieses Kalenders, dessen Herstellung bedeutende Kosten beanspruchte, blieb eine Hauptstütze für den Wohlstand der Familie. Deshalb war auch der Vater unseres Jakob, Michael L., gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Gehülfe in das Geschäft getreten und hatte als solcher Reisen nach England und Holland gemacht, um dort die nöthigen Kenntnisse zur Anfertigung des Kalenders zu erwerben, während früher Professor Bläsing diese Arbeit für ein nicht unbeträchtliches Honorar besorgt hatte. Der Vater Michael machte auf seiner Rückreise in Berlin die Bekanntschaft des hochgeehrten

damaligen Propstes an der Nikolaikirche Ph. Jaf. Spener und erlangte durch ihn und nicht ohne den Rath und Einfluß Jablonski's die Bestätigung des Monopols für seinen Kalender. So weit ging alles gut. Aber bald änderte sich die Situation. Jablonski ward zum Präses der jüngst begründeten Academie der Wissenschaften ernannt. Dieses Institut, so sehr es dem prachtliebenden König schmeichelte, dadurch seinem Namen einen neuen Glanz zu verleihen, war nicht ohne Schwierigkeit zu erhalten, da es den Staatsfädel unverhältnißmäßig in Anspruch nehmen sollte. Man sah sich also zur Beschaffung der Mittel nach anderweitigen Nebenquellen um. Dazu schien nichts geeigneter als die Einziehung des Langeschen Kalenderprivilegiums zum Besten der Academie. Jahrelang versuchte man auf dem Wege eines kostspieligen Processus mit der Berliner Academie die Sache rückgängig zu machen. Alles umsonst. „*Ecce exemplum benevolentiae Jablonskianae!*“

Inzwischen suchte L. nach seiner polnischen Reise den ihm versprochenen Kostenersatz zu erlangen. Der Graf Schlabrendorf verwandte sich bei der theologischen Facultät zu seinen Gunsten. Doch je dringender die Bitten an den hohen Senat waren, desto fruchtloser zeigten sich alle Bemühungen. Man erkannte die Berechtigung der Forderung an, man vertröstete ihn mit ausweichenden Versprechungen, bis endlich eines Tages ein hervorragendes Glied der Facultät, dessen Wohlwollen sich sonst erprobt hatte, ihn in einer vertraulichen Mittheilung, wenn auch in freundlichster und schonendster Weise, überraschte: „*Condolesco, mi Langi, sortem tuam tibi aegre conciliabilem etc.!* Ich beklage Dich, Dein Schicksal geht mir sehr zu Herzen, aber meine Kraft ist zu schwach, alles hängt vom Hofe ab! Dazu kommt, daß der Name Lange bei unseren strengen Facultätsgliedern in Folge der alten Synkretisten-

controverse in ziemlich üblem Geruch steht. Auch hat man an Deinem Umgang mit dem „Fanatiker“ Eckbrecht in Berlin sowie am Verkehr mit Socinianern, Katholiken und Juden in Polen höchlichst Anstoß genommen. Das alles hat Dir die Entfremdung der Gemüther zugezogen. Doch will ich Dir einen freundschaftlichen Rath geben. Es scheint sich Dir ein neuer Lebensweg zu eröffnen. Hier ist Deines Bleibens nicht. Die Vorsteher der evangelischen Kirche in Petersburg haben bei uns um einen geschickten Candidaten nachgesucht. Ich rathe Dir also, auszuwandern und Dein Heil in der Fremde zu suchen.“

Dieser urplötzlich wie vom Nordpol herübergekommene Vorschlag erschreckte ihn nicht wenig. Doch nach Ueberlegung weniger Tage stand die Entscheidung fest: wohin ihn auch Gottes Ruf führe, Ihn folge er unweigerlich. Auch die Facultät reichte ihm willig Zeugnisse aus. Es schien, als erachtete sie ihn für das Ausland an der Newa allenfalls noch brauchbar. „Vale tu mihi dulce et amarum patrium solum! vale tu mea nutrix Albertina! Valetate parentes, consanguinei, amici numerosi! Sic res est decisa, ad vitae meae et Fontem et Ducem respicio. Ps. 18, 33.“

Ihm leuchtete des Erzvaters Jakob Vorbild. Seine Bücher, die er mitnahm, nannte er seine Lea, und sein unverzagtes und doch zugleich überlegames Gemüth seine Rahel. Es war im September 1732. Die Reise sollte zu Schiff geschehen. Die Ostsee ließ für die Ueberfahrt zur Zeit des Herbstäquinociums Sturm und Unwetter erwarten. Erst in Danzig fand er Schiffsgelegenheit. Mühselig genug war die Ueberfahrt. Endlich langte er in Kronstadt, und am 30. October n. St. in Petersburg an, wo ihn unerwartet, der herzlichste Empfang willkommen hieß.

II.

Uebergang.

Aufenthalt in St. Petersburg.

1732—1736.

Ankunft in Petersburg und erste Eindrücke. Lage der protestantischen Kirche daselbst. Pastor Razzius und sein organisatorisches Wirken. Unterstützt von hohen und einflußreichen Gönnern. Lange erwirbt sich bald durch seine Kenntnisse und Geschicklichkeit Vertrauen. Wird Hilfsprediger. Seine Studien und Arbeiten. Sein Umgang mit Personen verschiedener Lebensstellungen erweitert seinen Gesichtskreis. Betheiltigt sich am Schulwesen. Kommt mit wohlwollenden, kenntnißreichen, hochgestellten russischen Geistlichen in freundliche Berührung. Streben nach Aufklärung in den Leitern der russischen Kirche. Arnd's wahres Christenthum in's Russische übersezt. Lange predigt öfter. Eine Pfingstpredigt wird Veranlassung, daß eine Dame aus Livland sich für ihn interessirt. Er erhält in Folge dessen eine Vocation zur Uebernahme der Landpfarre Wohlfahrt in Livland. Seine Bedenken, sie anzunehmen. Pastor Razzius beruhigt und segnet ihn. Sonderbare Verhältnisse und Vorstellungen jener Zeit. Lange verläßt die Residenz und schließt seine Lehrjahre. Reise nach Livland. In Ermes bei Pastor Blaufuß.

Gewiß mit klopfendem Herzen betrat unser junger, erst 21jährige Candidat des Predigamtens die Kaiserstadt an der Newa, die damals freilich noch in den Anfängen ihrer späteren glänzenden Entfaltung stand. Wohl mangelte es ihm nicht an einer tüchtigen Grundlage und Vorbildung sprachlicher und wissenschaftlicher Kenntnisse, bei regstem Triebe, bei dem bereits Erworbenen nicht stehen zu bleiben. Auch hatte, wie wir gesehen haben, die Gunst der Ver-

hältnisse ihn ungewöhnlich früh mit Fachmännern verschiedenartigster Stellung und Anschauungsweise in Berührung gebracht, wodurch ihm Gelegenheit geboten war, in kurzer Zeit seine Beobachtungsgabe zu üben und zu schärfen. Diese Umstände konnten ihn nur ermuntern, seiner eigenthümlichen Selbständigkeit in der Beurtheilung der Dinge und Menschen, die ihm nunmehr in einer ganz fremdartiger Umgebung entgegentraten, etwas zuzumuthen. Das Alles aber vermochte ihn doch nicht von einer gewissen Bangigkeit frei zu halten, ob es ihm gelingen werde, das unvermeidlich Schwierige seiner ganz neuen Lage, in die er sich plötzlich versetzt sah, zu überwinden. Das imposante nordische Zarenreich, erst seit einem Menschenalter aus seiner abgeschlossenen Ferne den westeuropäischen Culturländern näher gerückt, das noch lange nicht die ihm providentiell zugewiesene Ausdehnung erreicht hatte, an dessen äußerstem, freilich schon dominirendem Grenzpunkt der junge Fremdling sich nunmehr befand, mußte auf ihn einen Eindruck machen, in dem er sich nicht so leicht zurecht finden konnte. Die rasch aufblühende Residenz der damals regierenden Monarchin Anna Iwanowna, der Nichte Peters des Großen, vor 30 Jahren nur erst als Project auf dem Papier vorhanden, war mitten auf den sumpfigen Niederungen eines breiten Stromes in ihren Anlagen und Bauten bereits so weit herangediehen, daß sie ahnen ließ, zu welchem wunderbaren Glanz sie alsbald erstehen würde. Auch fanden dort geistreiche, unternehmende, thatendurstige Männer aus aller Herren Länder einen Sammelplatz, herangezogen und herbeigerufen, die schlummernden Kräfte des weiten Hinterlandes zu wecken und mit neuen Bildungselementen zu befruchten. Unter ihnen gab es deutsche Lutheraner und holländische Reformirte und zwar in nicht geringer Zahl, deren kirchliche Bedürfnisse für's Erste nach

begründender und aufbauender Pflege verlangten. Gerade in diesem Wirkungskreise sollte unser Lunge nun mithelfend die Hand anlegen. Mit lebhaftem Eifer, wie wir sogleich sehen werden, wandte er sich dieser ihm zugewiesenen Aufgabe zu, wie er denn Alles, was er sonst hier erlebte und erfuhr, mit seinen vorgesteckten Zielen in Verbindung zu setzen wußte. Wenn er in seinem Tagebuch aus seinem nur vierjährigen Aufenthalt in Petersburg ganze 166 Quartseiten schreibt, so ist ersichtlich, daß er ziemlich weit ausholt, sich recht umständlich in Betrachtungen über das Wahrgenommene ergeht und Dinge hereinzieht, die ihn nicht eben persönlich berühren, auch ohnehin uns schon aus anderen Quellen bekannt sind. Wir können daher Vieles von seinen Mittheilungen übergehen. Wenn wir jedoch nicht unterlassen, Einiges von der erwähnten Art zu reproduciren, so geschieht das, weil es immer einen besonderen Reiz hat, den Bericht eines Augenzeugen zu lesen, der, sei es auch mit subjectivem Urtheil, Selbsterlebtes erzählt. Auch öffnet sich bei diesen unverhohlenen ausgesprochenen Aeußerungen, die er seinem Tagebuche anvertraute, ein schätzbare näherer Einblick in seine frühreife charaktervolle Persönlichkeit, die auf dieser Uebergangsstufe jugendlichen Alters das Wahrgenommene in sich reflectiren ließ und zu verwerthen bedacht war.

Der Erste, der ihn in Petersburg sofort wohlwollend und aufmunternd empfing, und dessen Bekanntschaft auf seinen ganzen späteren Lebensgang einen entschiedenen Einfluß ausübte, war der würdige Pastor der lutherischen deutschen Gemeinde Heinrich Gottlieb Nazzius. Aus Thüringen gebürtig, in Halle der Spener-Franke'schen theologischen und religiösen Richtung zugewandt, war er seit 1709 Prediger in Archangel gewesen, diesem bis dahin einzigen Hafenort, der Rußland mit dem merkantilen Westen Europa's see-

wärts in Verbindung brachte und wo sich viele Ausländer angesiedelt hatten. Bereits 1711 hatte man in Petersburg seine Tüchtigkeit erkannt und ihn an die Spitze der lutherischen Kirche in der Residenz berufen, wo er, unterstützt von hochgewichtigen und vielgeltenden Personen am kaiserlichen Hofe, seine bedeutende Kraft im Gründen und Bauen des protestantischen kirchlichen Gemeindelebens mit Erfolg einsetzen konnte. Der ausgebreitete durch Nazzius vermittelte Verkehr mit den angesehensten Gemeindegliedern, sowie die vergönnte nähere Berührung mit verschiedenen Männern aus den höchsten Kreisen war überaus günstig, um ihm einen Blick in Verhältnisse zu verschaffen, die kennen zu lernen Anderen jede Gelegenheit fehlte. Da waren es Männer der hervorragendsten und einflußreichsten Civil- und Militär-Chargen, ein Oftermann, Münnich, sowie Gelehrte der Academie, ein Bülfinger, Bayer, De l'Isle, Euler, Smelin, die er bewundern und verehren konnte. Er erkannte bald, daß die auswärts verbreiteten gedruckten Nachrichten über das neuerstandene Rußland, an denen es nicht fehlte, häufig ebenso ungenügend in Bezug auf das Thatsächliche, als schief in ihrem Urtheil waren. Er äußerte sich mit ernstestem Mißfallen darüber, wie Manche sich mit unverbürgten Erzählungen über Dinge begnügten, die der Mehrzahl der dem Hof und der innern und äußern Politik Fernstehenden unbekannt bleiben mußten. Einige, sagt er, wagen es, nach flüchtigem Hörensagen von der Geschichte und gegenwärtigen Beschaffenheit Rußlands zu reden. Ja, es fehlt nicht an Berichterstatlern, bei denen es zweifelhaft ist, ob sie das Wahre, das sie wissen, auch sagen wollen. Eingeweihte, häufig mit hohen Ehren überhäuft, hielten es für angemessen zu schweigen, bis sie später, etwa mißvergnügt und in ihren ehrgeizigen Erwartungen getäuscht, nicht ermangelten, wohl gar cum ira

et studio ihre Berichte und Angaben zu fälschen. Dazu kam die große Entfernung der weit abgelegenen, oft nur dünn bevölkerten umfänglichen Provinzen, der Mangel an Städten, die isolirte Lage des Landvolks, das geringe Maß der allgemeinen Durchschnittsbildung, die durchaus nicht vorhandene Befähigung zum richtigen Verständniß wichtiger Thatsachen, die den Massen vollständig unbekannt blieben und den unsinnigsten Gerüchten freien Spielraum ließen. Wir übergehen die weitläufigen Betrachtungen, zu denen der treuherzige Beobachter sich veranlaßt sieht, bei einem Vergleich der Zustände, den er zur Zeit der Kaiserin Anna vorfand und kennen lernte, mit dem großartigen Aufschwung, den das Reich 30 Jahre später unter Catharina II. zum gerechten Staunen der Welt gewann und den er selbst mit erleben sollte.

Den Pastor Mazzius, zu dem er sofort und zwar ausdauernd, was in solchen Fällen nicht immer vorzukommen pflegt, nicht blos in amtliche, sondern auch in die innigste und herzlichste Geistesgemeinschaft trat, fand er in Petersburg als den eigentlichen Schöpfer und ersten begründenden Ordner der kirchlichen Verhältnisse der dortigen Lutheraner vor. Der berühmte Admiral de Cruys hatte mit Allerhöchster Genehmigung eine Dreitheilung der bis dahin herangewachsenen protestantischen Kirchengemeinde bewerkstelligt und in Mazzius den Mann gefunden, der ihm in diesem schwierigen Unternehmen auf's Beste zur Seite stand. Sofort zog Mazzius geeignete Hilfskräfte im geistlichen Amte heran, so namentlich Ludwig Tresfurt, Georg Fr. Weise und Blaschnig, den nachherigen Pastor zu Dorpat, an die sich nunmehr auch J. Lange anschloß. Von dem Charakterbild, welches das Tagebuch des Mazzius entwirft, seien nur ein Paar Züge erwähnt. So heißt es: Mazzius war überaus geschickt zur Ausführung der ihm

gestellten schwierigen Aufgaben, arbeitsam, erfinderisch in Rathschlägen und rasch in Entschliefungen, fern von jeder Selbstüberschätzung, dabei umsichtig, dem nichts leicht entging. Er verstand es — eine vortreffliche Eigenschaft — zudringliche Leute von sich abzuhalten, die geneigt sind, das nöthige Respectverhältniß zu überschreiten, weshalb er nicht einem Jeden vertrauenselig entgegen kam, sondern sich die Prüfung der Geister angelegen sein ließ. Streng in seinen sittlichen Grundsätzen, wodurch er mitunter bei weichlichen Weltkindern anstieß, nichts destoweniger bei den Großen des Hofes seiner Zuverlässigkeit wegen geachtet; ein durchgebildeter Theolog, der über der Praxis die Wissenschaft nicht vernachlässigte. In seinen kirchlichen Reden besaß er sich einer kurzen Bündigkeit.

Ein ganz anderer Mann war Blaschnig, der damals in Petersburg auch im Dienst der Kirche stand. Ursprünglich seiner Berufsbestimmung nach ein Schmied, hatte er auf seiner Handwerkswanderung die Aufmerksamkeit eines Superintendenten Schieman in Pommern auf sich gezogen, der in ihm gewisse verwendbare Gaben zu entdecken glaubte. So kam er denn durch dessen Vermittelung in das Waisenhaus nach Halle und nach erfolgter Vorbereitung zu Nazzius nach Petersburg, dem er als Katechet anempfohlen war. Ein gutes Gedächtniß sowie eine gewisse Geläufigkeit der Rede, die ihm zu Gebote stand, ließ ihn für seinen Beruf nicht ungeeignet erscheinen. Leider fehlten ihm jene feineren Umgangsformen, die man dort verlangte, so daß die Anerkennung, die er beanspruchte, keine ungetheilte war.

Inzwischen sollte am Schluß des Jahres 1732 im Cadettencorps auf Betrieb des Grafen Münnich für die lutherischen Zöglinge dieser Anstalt ein Religionslehrer und Prediger angestellt werden und Blaschnig und ich (so schreibt Lange) hatten in Gegenwart des Grafen als er-

wählte Candidaten zu diesem Amte bei ihrem Pastor Senior eine mündliche Prüfung zu bestehen. Nazzius erklärte beide für gleich tüchtig und würdig, wollte aber Blaschnig vorgezogen wissen, weil er bereits einige Fertigkeit in der russischen Sprache sich erworben hatte, die unserem Lange noch fehlte. So ward denn Blaschnig vorgezogen und feierlich in sein Amt eingeführt.

Dieser Umstand störte aber Lange's gute Beziehung zu seinem Senior durchaus nicht, im Gegentheil genoß er unausgesetzt dessen Wohlwollen, Rath und Beistand in dem Maß, daß er sich glücklich schätzen konnte, an den Erfahrungen dieses treuen väterlichen Freundes eine unverhoffte Stütze zu haben in einem fremden Lande. Dabei kann er nicht unterlassen, über das ungewohnte nordische Klima zu klagen, was ihn auch zu einer gewissen Vorsicht in der Lebensweise veranlaßte. Und auch das war für ihn nur heilsam. Die Zurückgezogenheit von allen Versuchungen (*illecebris Petropolitans*), die auch für den unschuldigsten unverdorbenen jungen Menschen leicht verderblich werden konnten, bewahrte ihn vor Täuschungen und Gefahren, so daß er seine Studien und geistlichen Aufgaben um so entschiedener im Auge halten konnte. So ward für ihn kein Ort zur Förderung und Stärkung seines inneren Lebens geeigneter als Petersburg.

Nächst Gottes Gnade muß er an dieser Stelle auch die Unterstützung anderer treuer Freunde rühmen, die er fand und deren Andenken *usque ad cineres* ihm theuer und werth blieb. Da war der oft erwähnte G. F. Weise, Cabinetsprediger des Grafen Münnich, einst Franke's Amanuensius in Halle (*sic totus proinde Frankianus, i. e. asceticus, biblicus etc.*), der an den Montagabenden, da gleichgesinnte Freunde sich zu gegenseitiger biblischer Erbauung und wissenschaftlicher Uebung bei Lange zu ver-

sammeln pflegten, von allen wegen seiner Einsicht und Frömmigkeit anerkannt, ein hochgeschätzter Gast war. Sodann Pastor Gisberti, einstiger Schüler und Amanuensfis des berühmten Professors Michaelis in Halle, von gründlicher philologischer Bildung, an Charakter und Herzensgüte Jenem nicht nachstehend und auch in den höheren Gesellschaftskreisen gern gesehen. Ferner Peter Müller, aus Moskau gebürtig, damals schon ein Greis, der aber seine früheren Studien in Halle und an anderen Universitäten noch fortdauernd pflegte und große Achtung genoß.

Das Beispiel dieses alten Moskauer, der mit der westeuropäischen Bildung eine solche werthvolle Föhlung erhielt, stand damals nicht vereinzelt da. Bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, unter dem Zaar Iwan Wassiljewitsch waren bekanntlich viele Deutsche der Aufforderung gefolgt, zur Ausübung von Kunst, Wissenschaft, Technik und Industrie jeglicher Art im fernen Norden eine zweite Heimath zu finden. So existirten dann in Folge dessen schon seit jener Zeit mit zarischer Genehmigung in Moskau zwei deutsche Kirchen mit zwei Predigern, an die sich deutsche Schulen angeschlossen. Im 17. Jahrhundert gelangte Archangel, als einziger Seehafen Rußlands, zu ungewöhnlicher Blüthe. Dasselbst hatten sich Kaufleute aus Bremen, Hamburg, Holland niedergelassen, und Lutheraner und Reformirte genossen freie Religionsübung, zuletzt unter der treuen Pflege des Pastor Michaelis, eines Bruders des berühmten Professors in Halle. Als dieser bald darauf einem Rufe des Königs Friedrich von Preußen nach Potsdam Folge leistete, ward Nazzius sein Nachfolger, der, wie schon bemerkt, nach ein Paar Jahren nach Petersburg übersiedelte. Denn nunmehr sollte Rußland, bis zur Ostsee vorgeschoben, in der neu geschaffenen Kaiserresidenz an der Newamündung sein Haupt-Emporium gewinnen, welches

den Osten mit dem Westen Europas verband. So trat denn die Nothwendigkeit heran, den dortigen ausländischen Kolonisten, deren Zahl sich fortwährend vermehrte, in kirchlicher Hinsicht einen gesicherten Rechtszustand zu gewähren. Solches geschah auch. Auf die Berufung von Nazzius nach Petersburg, der die Sache in die Hand nehmen sollte, folgte alsbald der bekannte Erlaß Peter des Großen, in welchem den Protestanten die freie Ausübung ihrer Gottesdienste und ungehinderte Einrichtung ihrer kirchlichen Ordnung gewährt ward, wie solches auch die Nachfolger des großen Kaisers stets von Neuem garantirt und aufrecht erhalten haben. Nazzius hatte das hohe Glück, als verordneter und bestätigter geistlicher Vorstand (antistes) der übrigen lutherischen Prediger und Deputirten der lutherischen Gemeinde von Seiner Majestät in einer Audienz huldreichst empfangen zu werden und in Gegenwart der höchst Bestallten des Thrones die Zusicherung der Fortdauer kaiserlicher Gnade zu erhalten, in welcher Nazzius während vier auf einander folgender Regierungen seiner Friedensaufgabe nachleben konnte (Solemnitas, quae clero nostro nullibi aliorum locorum tam eminenter exhibetur, et qua antistes noster Nazzius a Petro I., Petro II, Anna usque ad Elisabetham est gavisus). So ward die kleine Hauskapelle, die Nazzius vorfand, bald die Mutter vieler lutherischer Kirchen und Gemeinden, nicht blos in Petersburg und Kronstadt, sondern auch in der benachbarten Umgebung und konnte von dort aus weithin bis Kasan und zur Ukraine den zerstreuten Glaubensgenossen Unterstützung und Förderung gewähren. Lange selbst erlebte während seines Aufenthalts in Petersburg im Jahre 1734 den Bau der schönen Petrikirche am Newski-Prospekt, in welche von jener ersten kleinen Kapelle die Gemeinde nun sich versetzt sah. Bald darauf kam es

auch zur Fundation der Innenkirche auf dem Stückhof, der schwedischen und finnischen Kirche, so wie der Katharinenkirche auf Wassili-Ostrow neben der Kirche des Kadetten-corps; auch die protestantischen Holländer, Engländer erfreuten sich ihrer Gottesdienste in den von ihnen hergestellten Kirchen. In kurzer Zeit hatten die Evangelischen in der Residenz und Hauptstadt Rußlands Anerkennung und Ansehen erlangt. Hochgestellte und beim kaiserlichen Hofe wohlbetraute und einflußreiche Personen von kirchlich warmer Gesinnung waren es, denen das Verdienst hauptsächlich zugeschrieben werden muß, daß solches alles gelang. Als die vorzüglichsten Gönner und Förderer des evangelischen Kirchenwesens in St. Petersburg seit den Tagen Peters des Großen werden von Lange, außer dem Admiral de Cruys, noch aufgezählt: die Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, Gemahlin des unglücklichen Thronfolgers Alexei und Mutter des Kaisers Peter II., die mit ihrem Hofe der lutherischen Kirche angehörte, General Hallart, dessen Gemahlin später in Wolmarshof in Livland gelebt hat und als fromm und gläubig, klug und erfahren, und mit großer Hingabe der lutherischen Kirche zugethan gerühmt wird; Admiral Sivers, ein Holsteiner, von dem gesagt wird, daß ohne seine beharrliche Ausdauer selbst der allerhöchste Wille kaum die Schwierigkeiten überwunden hätte, die dem Aufblühen der evangelischen Kirche sich entgegenstellten. Diesem zur Seite stand General Weißbach, der berühmte Kriegsheld, der nicht minder seinen Einfluß kräftig für das Evangelium geltend machte, endlich General Bohn (bei L. Boune geschrieben), der als Curator des lutherischen Kirchenwesens allzeit bereit war, feindliche Aggressionen abzuwehren, und endlich General Schlippenbach, ein Livländer, und seine Gemahlin Helena, geb. Lieven, von derselben Gesinnung erfüllt, die

einst die alten Ritter Livlands in Bekämpfung des Heidenthums an den Tag legten (quem fervorem, proh dolor! in equitibus nostris hodiernis jam videmus tabescentem, welche Bemerkung im Tagebuch wir im historischen Interesse nicht unterdrücken wollen). Auch unterläßt Lange nicht, an dieser Stelle nochmals jenes Peter Müller zu gedenken, der als schlichter aber wohlbemittelter Privatmann der ökonomischen Lage der häufig bedrängten Kirche seine reichliche Unterstützung angedeihen ließ. Und auch auf die Familie des Propst Glück kommt er zu reden, der bekanntlich nach Eroberung des Schlosses Marienburg in Livland nach Moskau überzusiedeln gezwungen war und sich dort durch Eröffnung einer Schule und anderweitige literarische Thätigkeit einen geachteten Namen erwarb. Söhne und Töchter desselben, wohlgezogen und gebildet, eiferten dem Vater rühmlich nach und übten einen höchst günstigen Einfluß auf das kirchliche Leben in St. Petersburg aus. Auch gereichte es nicht minder zur großen Stärkung und Aufmunterung, daß nicht blos evangelische Glaubensverwandte, welche hohe Aemter im Civil und Militär bekleideten, Gönner und Beförderer ihrer Kirche waren, sondern selbst russische Fürsten sich um die ersten Anfänge unserer Kirchen und Gemeinden verdient machten, ja sogar Prälaten und hohe Würdenträger der griechischen Kirche sich ihr freundlich und zugeneigt erwiesen.

Ein merkwürdiger Zwischenfall, der nicht unerwähnt gelassen werden kann, diente dazu, aufsteigende Gefahren, welche die ersten Anfänge des noch schwachen Bestandes der lutherischen Kirche bis jetzt bedrohten, nicht nur zu beseitigen, sondern sogar zu ihrer Befestigung und weiteren Entwicklung beizutragen. Der hochangesehene, gelehrte und würdige Erzbischof von Nowgorod, Theophanes Prokopowicz, war damals Vice-Präsident des heil. dirigirenden

Synodes. Aus der Ukraine gebürtig, von niedriger Herkunft, aber von reichen, hervorragenden Geistesanlagen, war er in seiner Jugend in einem polnischen Jesuitenkloster erzogen, wo die flugen patres alsbald seine ungewöhnliche Begabung erkannten und ihn zu einem brauchbaren Werkzeuge ihrer alten Pläne auserwählten, die morgenländische Kirche in der römischen verschwinden zu machen, die Ketereien der Lutheraner und anderer Häretiker aber, wo sie ihrer Herr werden konnten, mit allen Mitteln der Gewalt und List auszurotten. Zur ferneren Ausbildung schickten sie ihn nach Rom. Inzwischen war ein Emissär des katholischen Stuhles, ein gewisser Janikowſky in Petersburg erschienen, um durch Ränke die Verbreitung feindlicher Schriften gegen die Evangelischen zu erwirken; aber er erwirkte nur das Gegentheil seiner Absichten, indem man ihn alsbald über die Grenze schickte. Hatte sich doch auch Peter I. von den Declamationen der Pariser Sorbonne „de concilianda ecclesia Graecana et Romana,“ durchaus nicht erbaut gesehen. Was den nach Rom gesandten Theophanes betrifft, so hatte er gerade dort Gelegenheit zu erkennen, daß die lateinische Kirche von der ursprünglichen Reinheit der apostolischen Lehre abgefallen sei und sich durch die Reformation des 16. Jahrhunderts selbst ihr gerechtes Schicksal zugezogen hatte. Auf seiner Rückreise in's Vaterland durch Frankreich und Deutschland lernte er unter Anderen in Jena den berühmten Buddeus kennen und schätzen, dessen Buch *Ecclesia Ruthenica cum Romana irconciliabilis* durch die Kraft der beigebachten Gründe für seine Ueberzeugung den Ausschlag gab.

Nach diesen Abschweifungen, in denen wir dem Tagebuch gefolgt sind, kehren wir zu den persönlichen Lebensereignissen Lange's zurück, die aber immer im engsten Zusammenhange mit den allgemeinen Zuständen der luther-

rischen Kirche stehen. Diese Jahre seines Aufenthaltes in Petersburg, so urtheilt er später, sind ihm eine vortreffliche Schule der christlichen Erfahrung und Weisheit gewesen. Konnte er doch als Gehilfe seines Senior Nazzius Theil nehmen an dessen amtlichen Arbeiten, im Besuch der Kranken, im Predigen und Katechisiren der Jugend. Nazzius hatte nämlich die Einrichtung getroffen, daß Niemand, wes Standes und Alters er sei, zum Abendmahl zugelassen werde, der nicht vorher ein Jahr lang Unterricht in den Heilswahrheiten des evangelischen Glaubens empfangen hätte. Diese biblischen Vorträge, die er täglich in den Vormittagsstunden in dem Saale des Kirchengebäudes hielt, fanden allgemeinen Beifall und wurden daher zahlreich besucht. Drei Jahre lang konnte Lange ihm bei dieser Arbeit helfen, indem er bei Behinderung seines Seniors dessen Stelle vertrat. Daß ich, schreibt er, durch solche Uebung selbst nur gewinnen konnte, ist einleuchtend. Ja sogar Prälaten der griechischen Kirche gefiel diese Methode des Katechisirens so sehr, daß der Abt des Newskischen Klosterseminars seine Katecheten zu Nazzius schickte, um seine Vorträge anzuhören.

Beinahe hätte Lange's Laufbahn eine andere Wendung genommen. Professor Bayer, Direktor des akademischen Gymnasiums, glaubte in ihm eine tüchtige und nützliche Kraft für philologische und linguistische Studien entdeckt zu haben und stellte ihn deshalb dem Präsidenten der Academie, Grafen Keyserling, zur Beförderung vor, die er aber auf Nazzius Anrathen ausschlug. Daß eine andere projektirte Anstellung als Reiseprediger bis in die entferntesten Gegenden Asiens sich zerbrach, hing mit gewissen politischen Dingen zusammen, die er aber verschweigt, denn in seinem Tagebuch sollte grundsätzlich nichts Politisches vorkommen: *a rebus politicis pro lege nobis lata*

noster abhorret stilus ephemeridalis. Sein Umgang mit dem braven Professor Bayer hörte aber deshalb nicht auf, dem er für seine Ausbildung in der classischen und biblischen Philologie, seinem Lieblingsstudium, viel zu verdanken hatte.

Um diese Zeit trug sich eine Veränderung in den äußeren Angelegenheiten des evangelischen Kirchenwesens zu. Bis dahin war die Leitung und Verwaltung sämtlicher kirchlichen Angelegenheiten in Petersburg einem Kirchenrath (senatus ecclesiasticus) anvertraut, welchem auch die Fürsorge für die zerstreuten Evangelischen außerhalb der Residenz im Reich oblag. Daraus entstand eine große Ueberbürdung bei der beanspruchten und auszuführenden Leistung. Dazu kam noch, daß in Livland das schwedische Kirchenrecht galt, was wiederum zu großen Schwierigkeiten Veranlassung gab. Die Kaiserin Anna übertrug daher, durch Münnich, Ostermann und Biron dazu bewogen, dem Reichs-Justizcollegium die staatliche Ueberwachung sämtlicher Dissidenten in Rußland in Betreff ihrer kirchlichen Angelegenheiten. So war der Petersburger Kirchenrath in seiner Wirksamkeit auf die protestantischen Gemeinden in der Residenz beschränkt. Das alles geschah bis zum Jahr 1734.

Auch an anderweitigen Arbeiten fehlte es nicht. So hatte der Erzbischof Theophanes nach dem Vorbilde der Bischöfe der älteren lateinischen Kirche ein Seminar gestiftet, wo zwölf junge, unbemittelte Leute meistens aus dem Adel eine höhere Ausbildung genossen, unter welchen sechs für den geistlichen Stand bestimmt waren. Unser Lange wurde ausersehen, diese in den Elementen der lateinischen Sprache zu unterrichten. Auch hatte derselbe Prälat von einem Institut zur Bekehrung der Juden Kenntniß erlangt, welches der Professor Callenberg in Halle ins Leben gerufen,

der auch einige arabische Schriften christlichen Inhalts zur Erweckung der Muhamedaner herausgegeben hatte. Solche Tractate in ebräischer und arabischer Sprache waren ihm aus Halle zugesandt und wurden auch namentlich durch den Befehlshaber der Truppen in Südrußland, General Weißbach, verbreitet. Der erleuchtete Metropolit gab diesen Bestrebungen seinen ungetheilten Beifall. Lange mußte ihm eine dieser Schriften ins Lateinische übersetzen.

In dieser Zeit fand eine interessante Verhandlung in Betreff einer Uebersetzung von Johann Arnd's „Vom wahren Christenthum“ statt. Am kaiserlichen Hofe gab es nämlich sehr viele Personen evangelischer Confession, sowohl Männer als Frauen. Eine der Hofdamen von ernst religiöser Sinnesart ward einst von der Kaiserin bei der Lectüre dieses Buches betroffen; sie ließ sich dasselbe geben, las es gleichfalls und fand sich von dem Inhalt sehr befriedigt. Auf die Frage, ob dieses so erbauliche und nützliche Buch ins Russische übersetzt sei, konnte nur verneinend geantwortet werden. Bei nächster Gelegenheit trug sie dem Erzbischof ihren Wunsch vor, das Buch russisch zu lesen. Der Prälat billigte diesen vollkommen und fügte hinzu, er gestatte diesem, obgleich von einem Lutheraner verfaßten Buch, überall ungehinderten Zugang, weil es nur ursprüngliches, reines Christenthum, abgesehen von confessioneller Beimischung, enthalte; daher stehe es bei den Katholiken auf dem Index der verbotenen Bücher, sei aber dessen ungeachtet auch ins Spanische übersetzt. Auch die verstorbene Kaiserin in Wien habe dieses Buch gekannt und geschätzt. „Und was kann uns abhalten dasselbe zu thun?“ fragte die Kaiserin. — „Nichts, erwiderte der Prälat, als der Befehl Ihrer Majestät.“ Der Erzbischof hatte darauf nichts Eiligeres zu thun, als mit Mazzius wegen Uebersetzung und Druck in Verhandlung zu treten,

was alles auch aus typographischen Rücksichten nur in Halle besorgt werden konnte, und übersandte darauf dem nicht wenig überraschten Mazzius durch einen Kammerherrn die Baarsumme von 1000 Dukaten zur Bestreitung der Kosten. Die Sache ward sofort in Angriff genommen. Einem jungen Russen Theodorski, der sich damals der Studien wegen in Halle aufhielt und den die dortigen Theologen seiner Fähigkeiten wegen schätzten, und der auch der deutschen Sprache kundig war, ward die Uebersetzung übertragen, die er auch glücklich zu Stande brachte. Das Manuscript wurde darauf nach Petersburg geschickt, vom Erzbischof nach sorgfältiger Prüfung gebilligt, alsdann in Halle mit russischen Typen gedruckt. So konnte das Buch in vielen Exemplaren in Rußland verbreitet werden. Wie es dazu kam, daß später ganz unerwartet das Buch wieder verboten wurde, wird nicht weiter erörtert. Es existirten darüber verschiedene Gerüchte und Fabeln. Lange begnügte sich mit der kurzen Aeußerung: *latet augius in herba*.

Eine andere Geschichte machte damals viel von sich reden. Es hielt sich in Petersburg ein Schüler von Buddeus, ein Freund von antiquarischen Forschungen, Namens Sellius auf und suchte eifrig nach griechischen Manuscripten der Kirchenväter, die in den Klöstern vorhanden waren. Auch erschien von ihm ein Buch: *Schediasma litterarum de scriptoribus qui historiam politico-ecclesiasticam Rossiae illustrant*, Revaliae 1736. Lange hatte, von gleichen philologischen und patristischen Interessen geleitet, seine nähere Bekanntschaft gemacht und verkehrte häufig mit ihm; seine Ansicht war, man müsse auf das von den Kirchenvätern vertretene Urchristenthum zurückgreifen, die dogmatischen Neuerungen der folgenden Jahrhunderte aber seien nur als Abfall von der Wahrheit zu betrachten. Das stimmte allerdings

nicht mit den Grundsätzen überein, die sich in den inzwischen entstandenen Kirchenparteien geltend gemacht hatten. Sellius hatte es übrigens für gut befunden zur griechischen Kirche überzutreten. Durch Vermittelung eines Mönches Febronius erlangte er beim Erzbischof Zutritt, dem er offenherzig seine Meinungen vortrug. Dieser nicht wenig betroffen, obgleich er die Gelehrsamkeit des Unglücklichen nicht verkannte, überantwortete ihn seinem Leibarzte Dr. Steller zur Untersuchung seines Gehirnes. Der Doctor untersuchte den Mann, fühlte ihm den Puls, erklärte ihn für verrückt und behandelte ihn mit Aderlässen und Purganzen. Der gute Antiquar, nicht wenig erschrocken über ein so jokoses Verfahren, sah sich genöthigt ins Newski-Kloster zu gehen und Mönch zu werden. Dieser archaismus in religione, urtheilt Lange, sei weder zeitgemäß noch biblisch zu rechtfertigen gewesen, denn Luc. 17, 20 sei zu beachten.

In jenen Tagen machte Lange auch die Bekanntschaft mit einem gewissen Renat, einem Schweden, dem Sohne eines jüdischen Proselyten, der ihm seine merkwürdigen Erlebnisse unter den Tataren zu erzählen wußte. „Stupenda mihi de fatis suis inter Tartaros commemorat, dignus itaque Robinson Suedicus cognominaretur.“ Sie sind zu weitläufig, um hier mitgetheilt zu werden.

Der wohlwollende Schutz, den die Kaiserin der lutherischen Kirche angedeihen ließ, zeigte sich auch in Folgendem: Ingermannland und Karelän, von lutherischen Finnen bewohnt, war damals durch die verheerenden Kriege auf's schrecklichste verwüstet. Alles lag in Trümmern, die Kirchen verbrannt, die Kirchengüter geraubt, das ganze Land, der neuerstandenen Residenz ringsum gelegen, bot nur ein Bild des jammervollsten Elends und der Verödung dar. Die milde Großherzigkeit der Kaiserin Anna lenkte auf diesen traurigen Zustand ihre gnädige Theilnahme.

Sie befohl eine Taxation des früher bestandenen lutherischen Kircheneigenthums und eine Wiederherstellung desselben. Ein schwieriges Unternehmen, weil es die Interessen Mancher empfindlich traf, denn die der Kirche zugehörig gewesenen Pfarrländereien waren bereits schon vielfach zur dritten Hand Privatbesitzern zugefallen. Zudem waren die Pfarren unbesezt und der Mangel an geeigneten der Sprache kundigen Candidaten groß. Die Munificenz der Kaiserin stellte nicht nur den Besitz der entschundenen Kirchengüter aus Reichsmitteln wieder her, sondern verordnete auch allerhöchst auf den Rath ihres Ministers Ostermann zur völligen Hinwegräumung aller Uebelstände im Jahre 1735 eine Commission, die aus dem Geheimrath von Bietinghof, Pastor Nazzius, einem finnischen Propst und schwedischen Pastor bestand, denen Einige aus dem indigenen Adel beigegeben waren. Diese Commission war beauftragt, unter Begleitung einer militärischen Wache an Ort und Stelle die Angelegenheiten zu reguliren; ihr ward unser Lange als Schriftführer und Kirchennotair beigegeben, wobei er bemerkt, dieser Umstand sei ihm gleichsam eine Brücke gewesen zu den Aemtern, die er in späteren Jahren in Livland bekleiden sollte.

Um diese Zeit tauchten zum ersten Mal hier die Binzendorfaner auf, welche späterhin als Herrnhuter unserem Lange in Livland viel zu schaffen machten und deren entschiedener Gegner er wurde. Hatte doch der damals schon viel genannte Graf seine Emiffäre vorausgeschickt, um das Terrain zu sondiren. Sie fanden Zugang zuerst bei Nazzius und dem Pastorenkreise und sodann, wundersam genug, auch beim Erzbischof. Bescheiden traten sie auf und klein und bedeutungslos waren ihre ersten Erfolge. Freilich 20 Jahre später sehen wir ganz Livland von ihnen überschwemmt. Uebrigens mußte es Nazzius durch

seine Stellung, die er zu ihnen nahm, zu verhindern, daß sie sich weder in Petersburg, noch in dem umliegenden Ingermannland festsetzen konnten. Lange kann nicht unterlassen, hierbei zu bemerken, daß, wenn man gleich von vornherein in Livland mit ablehnender Weisheit verfahren wäre, Herrnhut hier weder Fuß fassen, noch sogar zu einer gewissen Macht hätte gelangen können. Erst nach Nazzius' Tode wußten sich die Leute in Petersburg als Schützlinge der Reformirten einigen Eingang zu verschaffen, indem, wie Lange erzählt, es einem Hochgestellten gelang, einen Anhänger Zinzendorf's als reformirten Pastor anzustellen. Lange will in seinem Tagebuch nur bei den Thatsachen verweilen, kann es aber doch nicht unterlassen, sich ziemlich weitläufig über diese Angelegenheit auszusprechen, was wir hier übergehen müssen, weil wir später noch unserem Lange in seinem amtlichen Verkehr mit den Herrnhutern, die er in Livland als unwillkommene Eindringlinge und Störer der kirchlichen Ordnung zu bekämpfen hatte, vielfach begegnen werden. Nazzius, der als Antistes der lutherischen Kirche in Petersburg im Vordergrund der Verhandlungen stand, hatte mit ihnen mehrfach vertrauliche Conferenzen und konnte sich nicht dem Eindruck entziehen, den die biblisch gesalbte warme Sprache der Leute auf ihn machte. Sie lobten die besondere Gnade Jesu Christi, der die mährischen Brüder bisher unter den Schutz des Grafen Zinzendorf gestellt hatte, die Geschicklichkeit ihrer Senioren und verspürten ein brennendes Verlangen, das Evangelium vom Kreuz und vom Blut des Lammes zu verkündigen. Ihre Freude sei groß, als sie erfahren, daß auch hier der Ruhm des Kreuzes in dem trefflichen Nazzius und seinem Gehülfen eine mächtige Stütze habe, weshalb sie nicht ermangelten, einige Vorschläge zu machen, nämlich erstens, es möchte künftigen Sendboten, und

namentlich dem Grafen Zinzendorf selbst Zugang zu der lutherischen Kirche allhier gestattet werden, zweitens wünschten sie auch in das Innere des Reiches zum Heil der Muhamedaner eine offene Thür zu gewinnen. Im Hinblick auf die Wirren, die in Polen durch die hussitischen Böhmen entstanden waren, fanden ihre Vorschläge ernste Bedenken, dem zufolge lautete Nazzius vorsichtige Antwort dahin, daß er Gäste, die Gottes Wort lieb haben, aus der Fremde gern willkommen heiße, wie er von des Grafen christlichem Streben nur Günstiges erfahren habe. Eine Bestätigung für das evangelische Zeugniß, das hier in Petersburg nicht fehle, von ihrer Seite könne nur stärkend und aufmunternd wirken. Was aber das äußere kirchliche Band, so wie die Annahme gewisser Gemeinschaftsordnungen und Cultusformen, die in Herrnhut gewiß ihre Berechtigung haben mögen, zur Erzielung eines kirchlichen Verbandes hiesiger Gemeinden mit der dortigen betrifft, so träten dem die größten Bedenken entgegen, da die lutherische Kirche allhier unter ganz anderen Bedingungen und Verhältnissen ihre Gerechtfame und Verfassung genieße und diese in keiner Art durch fremdartige Einflüsse alterirt werden dürfe. Was ihre Missions Tendenzen im Innern des Reichs beträfe, so müsse er von diesen vollständig absehen und könne dazu durchaus nicht die Hand bieten. Endlich, was den Grafen persönlich beträfe, der ja Candidat der Theologie in Tübingen geworden sei, so zweifle er nicht, daß ihm die Kanzel zu Predigten willig eingeräumt werden dürfte. Ernst müsse er aber warnen, ihre Missionspläne in Rußland nicht derart zu verfolgen, daß dadurch die gesicherte Stellung der lutherischen Kirche in Conflict mit der Staatsobrigkeit käme. Wollten sie übrigens der Sache von sich aus irgend wie Fortgang geben, so könne er ihnen einen wohl-

denkenden Prälaten der Staatskirche empfehlen, der gewiß gern bereit wäre, ihnen weiteren Rath zu ertheilen. Diese fühlen Antworten machten die Emissäre stutzig. Sie schienen von nun an ihre Sache heimlich zu betreiben. Zwar versuchten sie einige Schritte, aber ohne Erfolg, da Zinzendorf schon vorher von Mazzius einen Wink erhalten hatte. Nach einiger Zeit hörte man, zwei apostolische Missionäre seien an der asiatischen Grenze des Reiches aufgegriffen und unter Haft nach der Festung Petersburg gebracht. Dort verhört, beriefen sie sich auf den Pastor Mazzius, als ihren Beichtvater! Die Sache kam bis zu dem Kanzler Oftermann, der sie nochmals verhören ließ und sich gemüßigt hielt, sie sub praetextu accessus hypochondriaci über die Grenze zu schicken, mit der Belehrung, es sei ein Unterschied zwischen einer wahren göttlichen und einer eingebildeten Vocation, dergleichen Mission zu treiben. So war von ihnen lange nichts zu hören, als Mazzius plötzlich durch einen Brief von Zinzendorf aus Reval überrascht wurde, mit der Anfrage, ob man ihm auch in Petersburg die Kanzel gestatten würde? Die Antwort lautete: auswärtigen Candidaten könne die Kanzel allerdings nach Beobachtung hiesiger Kirchenordnung, nicht aber tam subito primoque saltu geöffnet werden, was ihn, der bereits in Riga und Reval auf den Kanzeln gepredigt hatte, keineswegs erfreute. Da dieser und sein ganzer Anhang als ein novum phaenomenon in der evangelischen Kirche betrachtet und von Freunden und Feinden verschieden beurtheilt ward, so erörtert Lange die Principienfrage: wie ein Christ in Glaubenssachen sich andersgläubigen Christen gegenüber zu verhalten habe? Die Meinung, welche die böhmischen Brüder von sich hegen, daß sie von allen evangelischen Kirchengemeinschaften die beste seien, könne füglich ihnen allein zur Beurtheilung

überlassen werden, da jede daselbe von sich auszusagen keinen Anstand nehmen. Die aber von ihnen besonders beliebten Einrichtungen und Ordnungen charakterisirten sie als Separatisten. Die Methode, von sich aus Missionsboten zu anderen evangelischen Glaubensgenossen zu senden, die ihrer nicht begehrten, ja sie sich sogar verbäten, habe kein Recht sich zu schützen mit der Berufung auf eine göttliche Vollmacht.

Der Aufenthalt in der Kaiserstadt und die häufigen Berührungen mit Personen aus den höheren maßgebenden Kreisen, zu denen unser Lange ungesucht gelangte, sollten auch sonst für die Erweiterung seiner Kenntnisse und Erfahrungen nicht ohne Frucht sein. War doch Petersburg urplötzlich als aufblühende Haupt- und Residenzstadt eines bereits weit ausgedehnten Reiches, dem noch eine große Zukunft bevorstand, von einer besonderen Anziehungskraft für Fremde, nicht blos aus den Culturstaaten des westlichen Europa's geworden. Nicht minder sah man auch Bewohner des asiatischen Hinterlandes herbeiströmen, die mit wachsendem Erstaunen die Pracht der neuen Petersburger Schöpfungen bewunderten. Türken und Griechen, Perser und Repräsentanten der Nomadenvölker der Wüste nahmen Veranlassung, vor dem glänzenden Kaiserhof zu erscheinen, und ihre Huldigungen darzubringen. Dabei trat auch für die Gelehrten der Academie die Aufgabe heran, sich ihrer linguistischen Fertigkeit bewußt zu werden, da die verschiedenen Sprachen ihre Dolmetscher verlangten. Die Kenntniß der Zustände Inner-Asiens scheint damals noch eine ziemlich unsichere und oberflächliche gewesen zu sein, wobei übrigens das Auftreten einzelner Gesandtschaften aus jenen Ländern wenig Respect einflößte und die Kritik herausforderte. Das Tagebuch beschäftigt sich recht ausführlich mit diesem Gegenstande. Es genüge nur eine

Stelle anzuführen. Da kam um diese Zeit, heißt es, eine feierliche Gesandtschaft von Seiten eines gewissen tatarischen oder Kalmückenfürsten. Diese Nation war noch niemals bis zu den Grenzen Europa's gekommen, ja selbst den Russen bis dahin völlig unbekannt geblieben. Diese Leute unter ihrem famosen Dalai-Lama, dem Oberpriester der Heiden im Tatarenlande, dem Gözendienste ergeben, haben in schrecklicher Barbarei fast jede Menschenähnlichkeit von sich abgestreift. Von ihren Nachbarn, obgleich ihr kriegerischer Ruhm ein verbienter, wurden sie so gedrückt, daß sie nunmehr die schützende Oberhoheit der Russen suchten und zu dem Zweck eine Gesandtschaft nach Petersburg angestrengt hatten, angeführt von einem Chan und einem Lama-Priester. Die Professoren Bayer und Rehr, als Experten in orientalischen Sprachen, wurden zu Hofe befohlen, um mit diesen Ankömmlingen zu verhandeln und sie über ihre heimatlichen Zustände und Religion auszufragen. So wurde denn Tag und Stunde zu einer Zusammenkunft anberaunt, an welcher auch Pastor Trefurt und unser Lange Theil nahmen, die beide in geistlicher Amtstracht mit dem weißen Kragen erschienen. Gegenseitiges Betrachten nahm die ersten Augenblicke in Anspruch. Da richteten die Asiaten plötzlich ihre Aufmerksamkeit auf die beiden Prediger und fragten, was diese auffallende Kleidung zu bedeuten habe, worauf Prof. Bayer sofort die Antwort gab: diese seien unsre Lama-Diener, die Ausleger der Befehle des wahren höchsten Gottes. Respectvoll erhoben sich der Chan und sein Begleiter von ihren Sitzen; sie näherten sich mit vielen Verbeugungen, berührten die Priesterbäffchen mit ihren Stirnen und begaben sich darauf zu ihren Sitzen zurück. Diese Ceremonie, sagten sie, sei das höchste Zeichen ihrer Verehrung. Lange meint bei dieser Gelegenheit: wenn diese Heiden schon bei der bloßen Erwähnung Zeichen

der Verehrung, ja Anbetung an den Tag legten, so wären sie sicherlich für ausführliche christliche Belehrung zugänglich gewesen. Professor Bayer zeigte ihnen ein Manuscript in ihrer Sprache, jüngst aus China von Jesuiten gebracht, mit vielen Abbildungen von Idolen verziert. Kaum aber hatten sie ihre Götzenbilder erblickt, so ermangelten sie nicht, auch diesen ihre höchste Verehrung zu erweisen. Das verdroß unsern Lange gar sehr. Er richtete also durch den Dolmetscher an sie die Frage, wie es möglich wäre, daß Männer, wie sie, die doch der Vernunft nicht ermangeln, solche lächerliche Figuren anbeten könnten, da sie doch so eben, was mir wohlgefällig bemerkt sei, den Freunden und Anbetern des wahren Gottes ihre Ehrfurcht ausgedrückt hätten; sie sollten doch den Unterschied zwischen dem lebendigen Gott und solchen nichtigen todten Figuren, Nachwerk von Menschenhand, anerkennen. Auf diese Einrede sahen sich der Chan und sein Lama-Priester bestürzt an, seufzten tief auf, als wollten sie ihre Gedanken sammeln. Endlich nach kurzem Besinnen erwiderte der Chan mit zuwinkender Genehmigung des Priesters: wir Tataren sind rohe Leute, der feineren Cultur der Europäer und Chinesen fremd. Daher stellen wir uns die Gottheit auch in roherer Gestalt vor. Wir nehmen uns nicht heraus, die Gottheit, wie sie an sich ist, abzubilden, was auch wegen ihrer Erhabenheit unmöglich wäre; sie uns aber nach unseren schwachen Begriffen darzustellen, halten wir für unverfänglich, wodurch die höchste Gottheit in ihrer Herrlichkeit nicht beeinträchtigt wird. Das war der Inhalt der theologischen und metaphysischen Gespräche, die Lange mit dem Chan aus der Tatarei hielt.

Nach diesen Tataren kamen pomphaste Gesandtschaften aus Persien und China. An der Spitze der chinesischen Legation stand ein Mandarin 3. Classe, nach seiner Art

ein Schriftkundiger, aber furchtbar aufgeblasen und stolz, wofür er nach Verdienst gestraft wurde. An einem festgesetzten Tage führte man ihn in die Academie, um ihm die gesammelten Merkwürdigkeiten zu zeigen. Er aber bemäfelte und verachtete alles und prahlte, in China gäbe es viel herrlichere Dinge zu schauen. Darauf führte ihn Prof. Bayer, der größte Sinologe seiner Zeit, der namentlich ein chinesisches Lexicon geschrieben, in sein Museum, um dem Mandarin diesen thesaurus eruditionis zu zeigen. Der sieht die dicken Bände und schweigt. Darauf weist Bayer auf eine Stelle seines Lexicons besonders hin, zur genaueren Beprüfung der chinesischen Schriftzeichen. Der Chinese kann nicht umhin die Eleganz und Sauberkeit der Schrift anzuerkennen, bezweifelt aber, daß sie von einem Europäer angefertigt sei. Bayer ergreift sofort Feder und Tinte und schreibt einige chinesische Worte auf's Papier. Aber auch damit ist der Mandarin noch nicht zufrieden. Das sei wohl geschrieben aber nicht nach chinesischer Weise mit dem Pinsel gemalt. Auch diesen Gefallen thut ihm Bayer und reicht ihm darauf den Pinsel mit der Bitte hin, er möge nun auch mit dem Pinsel ein Gleiches thun. Der Gelehrte 3. Classe besteht aber die Probe nicht, sondern die Tinte fließt aus seinem Pinsel über, und das Resultat seiner gerühmten Schreibkunst war ein großer Fleck.

Auch eine andere Bekanntschaft, die Lange bald darauf machte, blieb für ihn nicht ohne nachhaltige Eindrücke. Es war nämlich vor Kurzem ein griechischer Abt vom Berge Athos nach Petersburg gekommen, ein äußerst respectabler Mann, von ernstem Benehmen in seinem feierlich gemessenen Auftreten, mit einem goldenen Brustkreuz geschmückt. Mit Empfehlungen von den Patriarchen in Constantinopel und Alexandrien versehen, war er durch Italien und Deutschland gereist, auf den dortigen Univer-

sitäten als ein Gast aus dem Orient freundlich willkommen geheißen und endlich bis Petersburg gelangt. Ueber den Zweck seiner Reise äußerte er sich nicht. Anfangs hielt sich Theodotes Polyides still verborgen und beobachtete eine gewisse Zurückhaltung, fand aber doch Zutritt zum lutherischen Pastorat, wo er Abends oft in gewöhnlicher Civilkleidung erschien. In seiner Einsamkeit lebte er nicht ohne Aufwand, wie er denn außer einigen Dienern einen Amanuensis oder Secretair, einen Deutschen, bei sich hatte, der verschiedene Sprachen, außer Latein, Griechisch und Türkisch, auch Italienisch und Slavonisch verstand. Sonst blieb er, wie auch sein Magister, ziemlich unerforschlich, obgleich er schließlich der tägliche Gast unseres Hauses ward. Es war in Gesprächen nur von literarischen Dingen die Rede. Am kaiserlichen Hof erschien er nur selten, obgleich er von den Ministern eingeführt war. Von den russischen Prälaten hielt er sich ziemlich fern, auf die er nicht gut zu sprechen war und über die er sich mehrere Bemerkungen erlaubte. Er schien das traditionelle Christenthum sowohl der Kirche des Orients wie des Abendlandes als ein eingeschränktes und entartetes vom Standpunkte einer frommen über den Parteien stehenden Gläubigkeit zu beurtheilen. Die Unterhaltungen mit diesem gebildeten und erfahrenen Mann interessirten unsern Lange sehr und er gesteht, in jenen Abendstunden viel über die äußeren und inneren Zustände der Griechen und Türken gelernt zu haben. Eines Abends, heißt es im Tagebuch, ließ er mich zu sich bitten. Natürlich folgte ich dieser Einladung um so williger, als ich von seiner Unterhaltung nur Belehrung erwarten konnte. Ich fand den Abt vor einem Tisch, der mit Manuscripten bedeckt war. Da habe ich, hub er an, völlig bei mir überlegt, was ich Dir mittheilen möchte. Die von mir erprobte Sympathie Deiner Seele läßt mich nicht in

Zweifel, daß ich deine Hilfe, wozu auch Mazzius räth, in Anspruch nehmen darf. Aus diesen Manuscripten wirst Du erkennen, welche Aufträge ich auszuführen habe und was ich von Dir bitte. Sie sind griechisch geschrieben, ich bedarf aber einer lateinischen und russischen Uebersetzung. Mein lateinischer Styl entbehrt der nöthigen Reinheit, und russisch verstehe ich gar nicht, darum bitte ich Dich, diese Uebersetzungen zu machen, aber ganz confidentiell, woran mir sehr viel liegt! Dabei überreichte er mir ungefähr 10 Folio-Bogen, und händigte mir, da solche Arbeit nicht ohne Kosten zu bewerkstelligen sei, eine beträchtliche Summe Geldes ein. Das Geld schlug ich aus, aber um so eiliger übernahm ich die Arbeit und versprach ihm, so weit meine Kenntniß des Griechischen reichte, eine lateinische Uebersetzung anzufertigen, sowie für die russische einen geschickten Mann ausfindig zu machen. Gewisse schwere und dunkle Stellen des Textes war er selbst mir zu erläutern bereit. So machte ich mich denn sofort an's Werk und vollendete es nach wenig Wochen. Auch hielt ich mein Versprechen zu schweigen, nahm mir aber doch zu meinem Privatgebrauch eine Abschrift, die leider bei einer Feuerbrunst im Jahre darauf mit vielen anderen Büchern verbrannte. Bei dieser Gelegenheit sprach sich der Abt gegen mich über seine Wünsche aus, wobei ich ihn von Schmerz über den Zustand der Kirche im Morgen- und Abendlande erfüllt sah. Der Zwiespalt und die Zerrüttung, in welche sie im Laufe der Jahrhunderte durch ihre eigenen Leiter und Wortführer hineingerathen sei, fordere alle ernstern Christen auf, auf Mittel zur Abhilfe zu sinnen. Auch theilte er mir vertraulich mit, daß die erhabene Kaiserin, höchlichst erbittert über die schwachvolle Bedrückung der Andersgläubigen in der Türkei und Oesterreich, bereits durch ihre Minister in Constantinopel und Wien sich auf's

Nachdrücklichste drohend dahin ausgesprochen habe, sie werde, bei der gewährten Gewissensfreiheit der Protestanten und Katholiken in Rußland, ein solches Verfahren nicht dulden und entschiedene Schritte dagegen thun.

Mit dem Anfange des Jahres 1736 schien der Zeitpunkt gekommen, um einen lang genährten Wunsch auszuführen. Der Sohn seines verehrten Seniors Nazzius, dessen Unterricht und Erziehung er bis dahin geleitet hatte, sollte nämlich nach England geschickt werden, um sich auf den dortigen wissenschaftlichen Anstalten weiter auszubilden, und Lange war designirt, ihn auf der Reise zu begleiten. Doch Gottes Wille hatte es anders bestimmt. Die Reise kam nicht zu Stande. Nichts desto weniger hatte dieser Umstand für Lange's Schicksal nur die unerwartet günstigste Folge. Inzwischen gab ihm die Bekanntschaft mit einem viel erfahrenen neuen Ankömmling in Petersburg abermals Gelegenheit, seinen Gesichtskreis durch vielerlei belehrende Mittheilungen zu erweitern. Es war dieses der im Mai d. J. als Missionär des Callenberg'schen Instituts zur Bekehrung der Juden und zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Nichtchristen hier aufgetreten Manitius. Die Hoffnungen, die dieser an diese Reise geknüpft hatte, wurden aber durch den Tod des Erzbischofs vereitelt, in welchem er einen Gönner und Beförderer der guten Sache zur Bekehrung der Muhamedaner gefunden hatte. Der Mann, sagt Lange, blieb während seiner Anwesenheit ein nahestehender Freund unserer Kreise und trug nicht wenig dazu bei durch seinen Umgang unser christliches Denken und Fühlen wohlthuend anzuregen und zu beleben.

Da ereignete sich zu Pfingsten d. J. etwas, wodurch Lange's ganzer Lebensgang eine unerwartete Wendung nehmen sollte und seine spätere Berufung nach seiner neuen Heimath Livland veranlaßt ward. Es traf sich

nämlich, daß der Pastor Trefurt, durch Unwohlsein verhindert, die Predigt zu halten, ihm als Pastor vicarius, dieselbe am dritten Festtage zu halten übertragen hatte. Der Text Joh. 7, 37: „Aber am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, trat Jesus auf, rief und sprach: „wen da dürstet, der komme, u. s. w.“ Das Thema war naheliegend, von der Herrlichkeit Jesu und des heiligen Geistes zu reden. Es hatte sich eine zahlreiche Versammlung, besonders aus den Kreisen des Hofes und der höheren Stände, zur Predigt eingefunden. Auch eine Edeldame aus Livland war gegenwärtig, die, als es sich bald darauf um die Besetzung einer Pfarre in Livland, der zu Wohlfahrt, handelte, den Namen des jungen Prädicanten am Pfingstfest erwähnte und auf ihn aufmerksam machte. In den nächstfolgenden Sommerwochen unternahm er eine Reise nach Narva und Reval, um im Umgange mit dortigen Freunden Erholung und Stärkung zu suchen. Auch sah er sich aufgefordert in verschiedenen Kirchen Gastpredigten zu halten, bei welcher Gelegenheit der Propst Rodde in Narva ihm von der beabsichtigten Reise nach England abrieth. Er sollte sein Augenmerk auf Livland wenden. Dieser Vorschlag erschien ihm jedoch ganz ungeeignet, da ihm die Volkssprache Livlands völlig fremd sei. So begnügte er sich, nach Petersburg zurückgekehrt, seine hebräischen und rabbinischen Studien mit seinem befreundeten Judenmissionär fortzusetzen und etwaige andere Ziele im Auge zu behalten.

Doch was geschah! Im Juli verzehrte eine schreckliche Feuersbrunst ein großes Stadtviertel, in welchem auch das Pastorat sich befand, wobei L.'s sämmtlichen Manuscripte, literarischen Hilfsmittel und Bücher mitverbraunten. Nur wenige gerettete Ueberbleibsel erinnerten ihn an den unerseßlichen Verlust. Auch Pastor Nazzius hatte durch diesen Brand den größten Theil seines Eigenthums eingebüßt

und sah sich daher gezwungen, die projectirte Reise seines Sohnes nach England aufzugeben. Daß unser Lange sich in dieser Lage Tag und Nacht mit seinem künftigen Schicksal wachend und träumend beschäftigte, ist erklärlich. Eine psychologische Eigenthümlichkeit werde hier erwähnt. Ihm erschien nämlich der Traum, als Fortsetzung des Tagelbens, stets als ein gewissermaßen unmittelbarer Verbindungspunkt, wo sich der creatürliche Geist mit dem absoluten göttlichen berühre, woher er nicht abgeneigt war, die Vorstellungsbilder im Traum als eine Art „Gottesstimme“ (nach dem alttestamentlichen „Bath kol“) anzuerkennen. Zu solcher Auslegung seiner Traumersfahrungen wurde er damals durch einen merkwürdigen Vorfall bestärkt. Dabei erzählte er auch eine andere Geschichte aus der Zeit seiner Jugend, da er durch einen Traum belehrt zur Entdeckung eines Diebstahls beigetragen, die wir aber übergehen. Der für ihn allerdings merkwürdige Vorfall hängt mit weiteren Erlebnissen zusammen und bedarf daher hier einer etwas umständlichen Erwähnung. Er hatte nämlich im vorhergehenden Jahre (1735) eine kleine Sommerreise nach Estland gemacht und sich einige Zeit auf dem Erbgütchen seines Seniors aufgehalten. Dieser Landbesitz ward von einem sogenannten Amtmann Namens Kempe verwaltet, der in keinem besonders guten Rufe stand. Deshalb hatten die adligen Nachbarn schon Veranlassung genommen auf dessen Untreue aufmerksam zu machen. L. erlaubte sich in Folge seiner Beobachtungen, so weit er überhaupt etwas von der Sache verstand, nach Petersburg zurückgekehrt, seinem Senior über diese Umstände das Erforderliche mitzutheilen. Die Angelegenheit scheint ihn lebhaft beschäftigt zu haben. Denn bald darauf hatte er einen Traum. Er sieht sich im Traum auf das Landgut versetzt, Nachts, schlafend, da erscheint plötzlich jener Amtmann mit drohender

Geberde ihn zu ermorden. Er flieht, eilt in's Freie, die Kirche in der Nähe ist offen, dort eingetreten winkt ihm ein alter Geistlicher zu, die Kanzel zu besteigen. Er thut's, ganz erschreckt, im nächtlichen Gewande erblickt er die erstaunte Gemeinde vor sich versammelt. In dieser Seelenangst erwacht er. Das war der Traum. L. ermangelte nicht, diesen Traum zu erzählen. „Mi Langi“, gab ihm Nazzius zur Antwort: „den ersten Theil des Traumes kann ich deuten. Der spitzbüßische Untmann wird Dir eben, nach Deiner von ihm vorausgesetzten Angabe seiner Streiche, wenn er kann, seine Rache entgelten lassen. Was den zweiten Theil mit der Kirche betrifft, so bleibt er mir dunkel.“ Inzwischen hatte L. einige Wochen später, als er abermals auf einer Fahrt nach Livland jene Gegenden passirte, von Glück zu sagen, daß er den Nachstellungen, die ihm auf einem Waldwege heimtückisch bereitet waren, entram. Doch sollte die Lösung dieses zweiten Theils des Traumes nicht lange auf sich warten lassen. Bald darauf nämlich tritt zur späten Abendstunde Nazzius in sein Schlafgemach und überreicht ihm einen Brief mit den Worten: „Lies, überlege und beschließe!“ worauf er sich wieder entfernte. Die Scene wird ganz dramatisch. Am andern Morgen früh kommt Nazzius wieder, um seine Meinung über den Inhalt des Briefes zu hören. Ziemlich kaltblütig theilt ihm L. mit, ein Pastor Blaufuß in Livland habe ihm geschrieben, daß in einem benachbarten Kirchspiel die Eingepfarrten willens seien, ihn zum Prediger zu berufen. Der ihm gänzlich unbekannte Pastor Blaufuß melde ihm dieses, um ihn zu veranlassen, sich zu äußern, wie er zu diesem Vorschlag stehe. Da unterbricht ihn Nazzius: „Wie? Du zögerst noch? Erkennst Du nicht, wenn irgendwo, den Wink Gottes?“ L. dagegen replicirt,

ihm sei die ganze Sache höchst dunkel und bedenklich. Weder kenne er die Personen, noch auch die livländische Landessprache. Das seien ihm alles Träume und Räthsel. „Wie so Räthsel?“ antwortet Nazzius und zieht die förmliche Vocation zum Pastor zu Wohlfahrt aus der Tasche. L. sieht ganz erstarrt vor Verwunderung seinen „Vater“ an, wie er ihn als seinen späteren Schwiegervater nennt. Doch dieser wirft sich mit ihm plötzlich auf die Kniee, um Gott dem Allmächtigen für diese Zeugnisse seiner wunderbaren Gnadenfüggungen Dank zu sagen. Man kam überein, über alle Schwierigkeiten hinwegzusehen: Fiat voluntas Dei, war das Ergebniß. Wie Gott will, wolle man handeln. Uebrigens ließ die anerkannte Glaubwürdigkeit des Pastor Blaufuß zu Ermes, der in Livland hochgeachtet dastand — ward er doch bald darauf zum Oberpastor zu St. Jacob in Riga und Assessor des livländischen Oberconsistoriums berufen — über die ganze Verhandlung keinen Zweifel obwalten. Was es übrigens mit der alten Kirche, die L. im Traum gesehen, auf sich habe, wurde ihm später klar. Zur polnischen Zeit war die verfallene katholische Kirche zu Wohlfahrt, aus früherer Ordensperiode stammend, von dem damaligen Besitzer Obrist v. Höweln (nach welchem Wohlfahrt lettisch Schwelke heißt) in eine lutherische Kirche umgewandelt worden, von welcher jedoch an der einen Seite der eingestürzte Thurm den Anblick einer Ruine darbot. In diesem im Traum gesehenen Thurm meinte L. den alten 80jährigen Propst Michael Klenke von Burtneek gesehen zu haben, der ihn später in Wohlfahrt introducirte. So kam alles zur besten Erfüllung — nach dem Traum. An dieser Stelle unterläßt unser L. es nicht, einen tief philosophischen Excurs nach Leibniz's Theorie über die Harmonia praestabilita auf 20 Quartseiten folgen zu lassen, die Frage erörternd, an somnus et somnium

sint actiones aut passiones? — in welche ziemlich veralteten Betrachtungen wir ihm nicht folgen wollen, indem wir ihm jedoch unsere Bewunderung nicht versagen, daß er 25 Jahre später noch diese theosophischen Studien niederschrieb und zwar in einem so coulanten Latein.

Obgleich L. der Zustimmung seines Vaters Nazzius in Betreff der Vocation zu einem lettischen Pfarramt in Livland sich getröstet durfte, so konnte er doch nicht umhin, nochmals die Schwierigkeit der ganzen Sachlage gründlich und gewissenhaft zu überlegen. Freilich seine Gönner und Freunde in Petersburg wünschten ihm fast einstimmig Glück zu dieser neuen Laufbahn, die sich ihm eröffnete, und hatten nur Gründe, ihn darin zu bestärken, daß er dieser Vocation als einer göttlichen Folge leiste. Ihm selbst aber erschien die Sache bei Weitem nicht so unbedenklich und zweifellos in ihrem Erfolg. Hauptsächlich war es seine völlige Unkenntniß der lettischen Sprache, die ihm, bei aller Neigung, auf geheimnißvolle Stimmen „von oben“ zu achten, eine gewisse Ernüchterung empfahl. Denn wie es ihm möglich sein würde, lettisch zu predigen, ohne ein Wort lettisch zu verstehen, mußte er ohne eine außerordentliche göttliche Beihülfe für eine Unmöglichkeit halten. Hatte er doch nicht ein Wort in dieser Sprache gehört, noch auch einen Letten gesehen. Inzwischen suchten die Freunde alle ihn zu ermuntern, indem sie auf die jugendliche Lebhaftigkeit und das gute Gedächtniß hinwiesen, das sie an dem Vocirten wahrzunehmen glaubten. Sogar Glieder der obersten Justizbehörde, welcher die Oberverwaltung der kirchlichen Angelegenheiten in Livland oblag, versprachen ihm ihre Empfehlung an das Consistorium in Riga. Und so ausgerüstet, willigte er, wenn auch etwas bänglichen Muthes (aegre), in die Uebernahme eines Kirchenamtes in Livland.

So nahm er denn 1736 den 12. December Abschied von Petersburg, wo er in vier Jahren sich unverhofft Freunde und Gönner und sogar ein zweites Vaterhaus erworben, nützliche Erfahrungen gesammelt und vielfache Gelegenheit gefunden hatte, seine Kenntnisse zu bewähren und zu erweitern. Diese wichtige Uebergangsperiode seines Lebens war geschlossen; was die Zukunft ihm bieten werde, blieb ihm vorläufig völlig ungewiß.

Seine Reise nach seinem Bestimmungsort führte ihn gewissermaßen auf einem Umwege über Narva, Reval und Dorpat. Dort konnte er durch früher eingeleitete Bekanntschaften mancherlei Erkundigung einziehen von dem, was ihm bevorstand. Denn die Gegend, in der er fortan in amtlicher Stellung der Kirche dienen sollte, war ihm durchaus fremd und unbekannt. Am 24. December, als am heiligen Weihnachtsabend, traf er im Pastorat Ermes bei dem trefflichen Pastor Blaufuß ein, der ein, *vir probatae fidei*, ihn mit herzlichem Wohlwollen empfing. Seine vornehmste Sorge war, die ersten Schritte in Erlernung der lettischen Sprache zu thun, worin Blaufuß ihm mit Rath und That behilflich war. Merkwürdig und unvergeßlich war ihm der Abschiedssegens geblieben, mit welchem Vater Nazzius ihn entlassen hatte: „Bisher war deine Welt dir die große Kaiserstadt, jetzt wird deine Welt dir Livland sein. Das Wort des Herrn an seine Apostel begleite dich: ich schicke euch wie Schafe unter die Wölfe: erit tuus lupus nobilis Livonus, erit tuus confrater, erit et ficulneus Lettus.“ Allerdings eine sehr eigenthümliche Auslegung und Anwendung, aber für das Urtheil über die damaligen livländischen Zustände vor 150 Jahren bezeichnend. Auch der Gastfreund Blaufuß, wie L. schreibt, schien diesen Ausspruch nach seiner täglichen Erfahrung zu bestätigen, wenn auch mit

einigen Restriktionen. Aber nun geschah etwas unerwartet Seltsames. Der wackere Blaufuß forderte ihn auf, sofort am Weihnachtsfest die Predigt in seiner Kirche zu Ermes zu halten, die er auch wirklich hielt. Ob deutsch oder lettisch, wird nicht gesagt, und es bleibt dieser Umstand daher unentschieden. Jedenfalls muß ihm, falls er sich zum Ablefen einer lettischen, nicht von ihm selbst abgefaßten Predigt entschlossen, eine wunderbare Fertigkeit zugeschrieben werden, ein ihm ganz unbekanntes Idiom über Nacht so weit bewältigt zu haben, daß er die Aussprache desselben ohne großen Anstoß fertig brachte. Und schon am dritten Feiertage begleitete Blaufuß ihn nach Wohlfahrt, wo er sich am 27. December Vormittags in seinem Pastorat häuslich niederließ.

III.

Auf der Höhe.

In Livland Pastor und Propst.

1736—1770.

Introducirt sich in Wohlfahrt in Begleitung von Blaufuß. Generalsuperintendent Fischer. Erste Begegnung mit demselben. In Riga im Ober-Consistorium, Colloquium. Wirkung desselben. Erste Amtsjahre in Wohlfahrt. Eine Commission zur Revision der lettischen Bibel. Lange Mitglied derselben, revidirt verschiedene Bücher des A. und N. Testaments. Er vermählt sich. Seine Bemühungen um die Volksschule. Tragische casus conscientiae. Die Herrnhuter in Livland. Noch etwas über die russische Uebersetzung von Arnd's wahrem Christenthum. Lange's Frau stirbt; er steht wieder vereinsamt da. Untersuchungscommission zur Unterdrückung der herrnhutischen Bewegung. Lange's persönliche Stellung zur Herrnhuterfrage. Lange nach Smilten berufen. Generalsuperintendent Fischer stirbt. Lange hält die Standrede an seinem Sarge. Die Ritterschaft stellt neben Pastor Zimmermann-Paistel den 34jährigen Lange als zweiten Candidaten bei der Wahl des Generalsuperintendenten auf. In Petersburg, wo man günstig für ihn gestimmt ist, widerräth Razzius eindringlich, seinen jungen Schwiegersohn zu bevorzugen. Zimmermann bestätigt. Lange heirathet zum zweiten Mal. Lange's lettisches Lexikon. Seine übrigen Studien und Arbeiten. Lange wird Assessor ecclesiasticus der Kirchenvisitations-Commission für den Wendenschen Kreis, bald darauf auch Propst. Ecclesiae Ruthenicae delineatio. Betrachtungen über Patronatsrecht &c. In Livland wird eine allgemeine General-Kirchenvisitation sämmtlicher

Kirchspiele für nöthig erachtet. Vorbereitende Schritte zur Ausführung derselben. Nach 24jähriger Ehe mit seiner zweiten Frau verliert Lange auch diese durch den Tod. Über den Jesuiten-Orden. Einweihung der Kirche zu Kitau. Lange's Beurtheilung der neuen theologischen Phase.

Deus viribus me accingit sternitque vias paratas et statuit me super excelsa. (Ps. 18. 33. 34.) Daß sein „Gott ihn gerüstet mit Kraft und seine Wege gemacht ohne Wandel“ und ihn gestellt auf die Höhe: das konnte unser Lange als sein dankbares Bekenntniß, wie er es in seinem Tagebuch thut, ausrufen, als er nach aller Vorbereitung auf der bisherigen wechselvollen Lebensbahn, von der Höhe erreichten Mannesalters, auf die Wandlungen seiner Wege zurückschaute, die, scheinbar oft entgegengesetzt und ablenkend vom zugewiesenen Ziel, ihn doch schließlich, „ohne Wandel“ zur Höhe geführt hatten. So sehen wir ihn an jenem kalten Decembervorgen in Wohlfahrt angelangt, wo er sein neues Amt in einer für ihn ganz neuen Umgebung anzutreten berufen war, Ohr und Zunge noch gebunden, denn der Sprache des Volks, dem er geistlicher Vater und Lehrer werden sollte, unfundig.

Gleich am selben Tage, am dritten Weihnachtsfest, hielt er in der Wohlfahrt'schen Kirche seine erste (deutsche) Predigt zu seinen Eingepfarrten, worauf sein Gönner, der Pastor Blaufuß in seinem Namen zu den Letten sprach. Uns möchte heutigen Tages diese unvermittelte Einführung allerdings höchst auffällig und ordnungswidrig erscheinen. Darauf war seine vornehmste Sorge, das überkommene Vocationsdocument nebst Empfehlungsschreiben aus Petersburg baldmöglichst an das rigasche Consistorium gelangen zu lassen. Das geschah auch am darauf folgenden Tage. Der Generalsuperintendent Benjamin Fischer befand

sich zur Zeit auf seinem Erbgut Durenhof im Wolmarischen Kreise, in der Nähe von Wohlfahrt. Das erste Zusammentreffen mit dem derzeitigen Oberhaupt der livländischen Kirche war nicht gerade ein freundliches. L. beschreibt dieses anteloquium singulare cum antistite Livoniae in einer drastischen Weise, die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, höchst komisch genannt werden könnte. Erwägt man aber die Umstände, so erklärt sich Alles. In dem ohnehin ernstern Antlitz Sr. Hochwürden war wenig Sympathisches und Zuorkommendes zu lesen, wie L. das sonst bei den Petersburger Geistlichen wahrzunehmen gewohnt gewesen. Ziemlich scharf lautete die Frage, ob man, zu einer lettischen Gemeinde berufen, auch ihre Sprache verstünde? „Minime“, war die Antwort, da sich bisher keine Gelegenheit geboten habe, in diese Gegend zu kommen, noch dieses Volk und seine Sprache kennen zu lernen. „Male“, replicirte der Wächter der kirchlichen Ordnung. „Mit welchem guten Gewissen hast Du es gewagt, Dich um die Vocation zu bewerben, wenn die Landessprache, in der Du predigen sollst, Dir ganz und gar unbekannt ist?“ Antwort: Er habe sich zwar nicht um die Vocation beworben, sie sei ihm vielmehr ganz ungesucht und unerwartet nach Petersburg zugesandt. Doch habe er gehört, daß den in ihr Amt eintretenden jungen Pastoren in Livland ein Jahr Termin gewährt werde, die übliche Sprache zu erlernen. „Wie? ein Jahr?“ erwiderte Fischer mit gehobener Stimme. „Das ist ein ganz unerträglicher Mißbrauch!“ Und wenn diese üble Sitte auch Jahrhunderte lang stattgefunden, so werde er sie doch nicht dulden! Er lege den Pastoren vor Uebernahme ihres verantwortlichen Amtes die Pflicht auf, sich vorher eine gehörige Kenntniß der Volkssprache zu erwerben, welche Verpflichtung er hiermit eingeschärft haben wollte! Sprach's und entließ ihn.

Die Bestürzung und Rathlosigkeit, in die L. sich durch diesen nicht wenig einschüchternden Empfang versetzt sah, war, kurz gesagt, eine ziemlich verblüffende. In nicht wenig aufgeregter Stimmung trat er seinen Rückweg nach Wohlfahrt an. Er hatte nun Zeit nachzudenken, was zu thun sei. Inzwischen nahm er keinen Anstand, als ein designirter und bereits ordinirter Pastor, die von ihm beanspruchten Amtshandlungen bei den deutschen Eingepfarrten, so weit es nach der livländischen Kirchenordnung einem noch nicht förmlich installirten Prediger zustand, zu vollziehen. Die Hauptaufgabe war jedoch für ihn, lettisch zu lernen. Mit Hilfe der Wolphi'schen Grammatik gelang es ihm auch bald, einen vorläufigen Einblick in den „einfachen und leichten“ Bau der lettischen Sprache zu gewinnen. Dabei machte sich ihm die Verwandtschaft des Littauischen in Ostpreußen bemerkbar, das ihm bereits zugänglich geworden, sowie des Russischen, von dem er gleichfalls einige Vorkenntnisse besaß. Auch kamen ihm seine anderweitigen philologischen und linguistischen Studien zu statten, durch die es ihm an einer gewissen Gewandtheit nicht fehlte, fremde Sprachen mit Leichtigkeit sich anzueignen. Kurz, durch fortgesetzte Arbeit Tag und Nacht, mit Zugrundelegung der lettischen Bibel, die er stets zu Rathe zog, gebot er bald über einen solchen auskömmlichen Wortschatz, daß er schon nach sechs Wochen eine lettische Predigt zu Papier bringen und zum gerechten Staunen seiner willigen Zuhörer öffentlich halten konnte. Als er das alles dem Herrn Generalsuperintendenten gemeldet hatte, wurde er nach Riga bestellt, um daselbst vor dem Consistorium des Weiteren gewärtig zu sein.

Wir geben das Folgende genau nach den Worten des Tagebuchs, weil die Details nicht wenig zur Charakteristik der damaligen Zeit und der dabei betheiligten Personen beitragen.

Im März d. J. sehen wir ihn also in Riga, wo er sich seinem consistorialen Oberhirten präsentirt, der sofort die lettische Frage in Erwägung nimmt. Lange zeigt sich bereit, sich der Prüfung zu unterwerfen, so weit er die für's Erste nöthigen Kenntnisse im Lettischen sich erworben habe. Gut, war die Antwort. Allem zuvor verlange man eine Einsicht in seine frühern Lebensumstände, wozu nach der Kirchenordnung ein schriftliches — wenn man pedantisch sein will, lateinisches — curriculum vitae, dienen soll, das aber häufig nur zu kurz und dürftig ausfällt. Am folgenden Tage mußte er privatim eine Predigt nach einem vorgeschriebenen Text in der Jakobikirche halten, und am dritten Tage das mündliche Examen im Consistorium bestehen und zwar über den Artikel: de imagine Dei. Lange zeigt sich bei allen an ihn gestellten dogmatischen Fragen wohlgeschult. So gelingt es ihm, seine Aufgaben glücklich zu lösen, sein Thema, analytisch entwickelt, mit den daraus sich ergebenden Thesen zu vertheidigen, worauf der geistliche Assessor Loder, Pastor Diaconus zu St. Jacob und Rector des Lyceums, feierlich das Wort ergriff und ihn für tüchtig und würdig erklärte, die Investitur zum Amt eines Predigers in Livland vor dem Altar zu empfangen, indem er sich der Worte bediente: „Ich führe Dich, als den Bräutigam zur Vermählung mit der Braut, welche nunmehr die Wohlfahrtsche Gemeinde ist, die mit dem Blute Christi theuer erkaufte Heerde, die Deiner harret. Was Dir dem Bräutigam dann obliegt zu thun, wirst Du des Weiteren erfahren.“ Diese mysteriös gehaltene Ansprache trug nicht gerade dazu bei, die Besorgnisse der ohnehin gespannten Gemüthsstimmung des jungen Mannes zu beruhigen. Erst als die kirchliche Einsegnung vorüber war, athmete er wieder auf. Zum Mittagsmahl darauf vom Superintendenten eingeladen, sah er voll

Verwunderung dessen ganzes Antlitz wie umgewandelt. Die früheren Wolken schienen sich verzogen zu haben. „Ohne Zweifel“, sagte der Hochwürdige, „hast Du alles von mir bisher Gehörte ziemlich unmutig, aber wie ich bemerkt habe, mit Geduld und Selbstüberwindung ertragen. Aber überlege selbst; anders durfte ich in diesem Falle nicht handeln. An demselben Tage, als Du zum ersten Male zu mir kamst, erhielt ich einen Brief vom Wendenschen Propst Klemente, des Inhalts: ein Schneider seines Handwerks, der in Petersburg die Candidatur des Predigamtens erlangt habe, sei von dem dortigen Pastor Mazzius für die Wohlfahrtsche Pfarre empfohlen; er sei bereits in Livland erschienen und habe sogar ohne Vorwissen der nächsten kirchlichen Autorität, des Propstes, gegen alle Ordnung und Recht, nach dem eigenmächtigen Belieben des Pastors Blaufuß in Ermes die Kanzel bestiegen; sein, des Propstes Sohn, der eigentliche rechtmäßige Candidat zu dieser Stelle dagegen werde abgewiesen u. s. w. Diese bedenklichen Zwischenfälle, erklärte Fischer weiter, seien für ihn Grund genug gewesen, den Pastor Blaufuß zur Rechtfertigung vor das Consistorium zu citiren, ihn selbst aber einem strengen Examen zu unterwerfen. Man ersieht aus allen dem, daß man damals in der Kirchendisziplin sehr rasch verfuhr.

Was den angeblichen Schneider betrifft, so klärte sich die Sache bald auf. Allerdings gab es in Petersburg einen Mann, der in seiner frühesten Jugend Schneider gewesen, Namens Blaschnig (wie oben schon bemerkt, später Oberpastor in Dorpat), aber in Halle nachher studirt hatte und Pastor im Kadettencorps geworden war. Offenbar also eine Verwechslung der Personen. Anlangend seine eigenen Vorstudien, so erlaubte sich L. hinzuzufügen, hätten Manificenz theils aus seinem curriculum vitae, theils durch das bestandene Examen, theils durch die

Empfehlungsbriefe der Petersburger Vorgesetzten das Nöthige zu entnehmen geruht. Auch die angebliche Anklage gegen den Pastor Blaufuß nähme er auf sich zu widerlegen. Blaufuß hat ganz und gar nicht dem angezogenen Paragraphen der livländischen Kirchenordnung zuwidergehandelt. Dort ist die Rede, wenn er sich nicht irre, von unbekanntem Studenten, nirgends geprüften und zugelassenen Fremdlingen. Das alles passe weder auf Pastor Blaufuß, noch auf ihn selbst. Denn er habe bereits 4 Jahre in Petersburg als examinirter Candidat und bestätigter Prediger gelebt, auf den dortigen Kanzeln wiederholentlich rite gepredigt, wie die Zeugnisse ausweisen. Daraus ergäbe sich, daß Blaufuß ihn keineswegs als einen unberufenen Eindringling in Livland betrachten konnte.

Mit diesen Erklärungen fand sich Fischer vollkommen befriedigt und gegen das Verfahren des Pastor Blaufuß nichts weiter einzuwenden.

Das war sein Eintritt in Livland. „Es tagt!“ ruft L. aus. „Post nubila serenat in horizonte Livoniae!“

Die Introduction in Wohlfahrt vollzog ohne Aufenthalt am nächsten Sonntag Jubilate der hochbetagte Probst Klemente, der ganz ähnlich an Alter und Gestalt jenem einst unserm Lange im Traumbilde erschienenen Geistlichen aussah.

Beim Beginn dieses seines neuen Lebensabschnittes kann es L. an dieser Stelle in seinem Tagebuch nicht unterlassen, sich in mancherlei Betrachtungen zu ergehen, die allerdings nach 150 Jahren nur ein historisches Interesse haben. Aber grade deshalb dürfte es nicht ungeeignet sein, Einiges aus ihnen anzuführen, weil sie von der unbefangenen Beobachtung eines aufrichtig redenden Zeitgenossen Zeugniß ablegen. Daß er späterhin bald als der Mann sich erwies, dessen Urtheil, Achtung und Anerkennung bei

allen denen fand, welche sich mit ihm die Herbeiführung besserer Zustände in Livland angelegen sein ließen, wird das Folgende zeigen.

„Die Erde ist freilich überall des Herrn und Alles ihm unterthan und sein Eigenthum,“ ruft er aus. Aber Sitten und Gebräuche, Gewohnheiten und Lebensordnungen, wie verschieden fand er sie hier von denen seiner Heimath! Nach den verwüstenden Kriegen kaum ein Menschenalter war seitdem hingegangen boten noch in den dreißiger Jahren die zerstörten Städte, deren manche ganz vom Erdboden verschwunden waren, und das verödete Flachland einen traurigen Anblick dar. Nur langsam und allmählig erst sammelten sich wieder die unglücklichen Bewohner auf ihren häufig in Sumpf und Wald verwandelten Aeckern, auf den Brandstätten ihrer früheren Wohnsitze. Bei dem ersten Anblick fand L. hier gar wenig, was ihm einigen Trost einflößen konnte. Die ganze Lage und Beschaffenheit dieses Landstriches war eine ganz andere, als er sonst wo wahrgenommen hatte. Der Unterschied zwischen Edelleuten, Bürgern und Bauern war anderwärts, nach seinem Urtheil, kein so schroff abgegrenzter. Der Uebergang zwischen den verschiedenen Ständen, namentlich vom Edelmann, als Grundbesitzer und vollständigem Eigenthümer seiner Bauern, zum Leibeigenen war ein ganz unvermittelt plötzlicher. Der Bürger in den wenigen größeren Städten verfestigte sich in seinen erwerblichen Sonderinteressen; an Volksschulen fehlte es ganz. Die Literaten, als Prediger, Aerzte, Juristen und Lehrer, deren man für die höheren Classen nicht entbehren konnte, hatten ihre Studien auf auswärtigen Universitäten und Lehranstalten absolvirt. Höhere lateinische Schulen wie in Riga, gab es nur wenige. Die einst durch Gustav Adolph begründete Academie zu Dorpat war längst, nach schwächlichen Versuchen, vollständig eingegangen. Lite-

rarische Hilfsmittel hier zu erlangen war überaus schwierig. Wollten hiesige Gelehrte etwas drucken lassen, so geschah das meist im Auslande. Der Import von Büchern war langsam und beschwerlich und meist nur auf privatem Wege möglich. Erst in den sechsziger Jahren des 18. Jahrhunderts sollte es damit, namentlich durch die Bemühungen eines viel genannten rigaschen Buchhändlers, besser werden.

Diese Umstände, wozu der Mangel an gebildetem Umgange kam, beunruhigten ihn allerdings, entmuthigten ihn jedoch nicht. Er war ja erst 26 Jahre alt, auf der Lebensstufe, wo man sich mit Hoffnungen tröstet. Als Realist scheint er sich vorläufig in das Unvermeidliche gefügt zu haben; blieb ihm doch innerlich seine ungestörte Neigung für wissenschaftliche Beschäftigung, die er in der Einsamkeit fortsetzte, wie die Folgezeit lehrt. Freilich bemerkte er bald, daß in den hiesigen Gegenden die Liebe zu den Wissenschaften bei seinen Amtsbrüdern frühzeitig zu erkalten pflegte, indem man bei Nahrungsvorgen sich vorzugsweise dem Betriebe des Landbaues hinzugeben pflegte. „Musae Livonicae rusticantur“, ruft L. erschreckt aus. Die Zuneigung der Pastoren zum Landbau findet er aus Ursachen erklärlich, die anderswo nicht gefunden werden. Sie haben sich ihren Unterhalt aus den Producten der ihnen zugewiesenen Aecker und Ländereien zu erwerben. Auch müsse man, um ihr Verhältniß zum Landbesitz zu verstehen, die historischen Antecedentien bedenken. Das ganze Land an der Düna war seit der Entdeckung und Occupation nach mittelalterlichen Rechtsvorstellungen ein Kirchenbesitz geworden, von Bischöfen regiert, denen schwertbewaffnete Mönche, die Ordensritter, zu Schutz und Trutz zur Seite standen. Die angelegten Städte, von Handeltreibenden besiedelt, hatten die Oberhoheit der Bischöfe anzuerkennen, während das übrige Land mit den daselbst

vorhandenen Bewohnern den kirchlichen Oberherren und den Ordensmännern als Eigenthum zugewiesen war, wobei freilich die politische Machtstellung der Bischöfe nicht bloß von den sie umgrenzenden Nachbarn, sondern auch selbst von den ihnen ursprünglich zu Eid und Pflicht verbundenen Ordensherren hart angefochten wurde. Da es für die Bischöfe sich nicht bloß um die weltliche Herrschaft handelte, sondern diese Colonisation unter den Heiden auch die Bekehrung der vorgefundenen wilden Stämme zum Zweck hatte, so sah man bald das ganze Land mit festen Burgen und Kirchen besetzt, um welche sich die umliegenden Bewohner als Eingepfarrte zu sammeln hatten, wobei den Geistlichen zu ihrem Unterhalt gewisse Landstücke zugewiesen wurden. Die natürliche Folge der Reformation war, daß daraus die späteren lutherischen Kirchspiele und Pfarren, denen die Nutznießung der Pastoratsländereien überlassen blieb, entstanden. Seit der schwedischen Zeit kam es nach den langen unruhigen Uebergängen zu einer gewissen kirchlichen Ordnung. Von da an genoß jeder Pfarrer, als zeitweiliger Inhaber, über das ihm zugewiesene Kirchenland mit den darauf sesshaften Bauern dieselbe Art rechtlicher Benutzung, wie der Edelmann über das Erbgut mit seinen Inassen. *Et hic unicus est modus alimentandi parochum (pastorem).* Daher ist es erklärlich, daß der Pfarrer sich die Kultur seiner Felder sehr angelegen sein läßt, und nimmt es nicht Wunder, daß er sich dieser Aufgabe mit Ernst widmet, wenn er mit den Seinigen sein Leben fristen und nicht Mangel leiden soll. „Man hat viel berathen und auch ich,“ sagt Lange, „habe viel darüber nachgedacht, ob man nicht Mittel finden könnte, die Pfarrer von dieser Ackerbewirthschaftung zu befreien und ihnen anderweitig den erforderlichen Unterhalt zu beschaffen.“ Aber, er gesteht, das sei sehr schwierig, ja unmöglich. Auch gäbe

es auf dem Flachlande, abgesehen von den beiden Ständen der Erbbauern und der Edelleute, keine freien Menschen, weder Männer noch Frauen, die man hier wie anderswo zu den im Hause unentbehrlichen Handleistungen anwerben könnte. So sind auch die Entfernungen zu groß und die kleinen wenigen Städtchen so ohne alle Betriebsamkeit, daß sie kaum ihren Einwohnern, geschweige den ländlichen Nachbarn, die nöthigen Lebensbedingungen sichern. Wollte man die Pfarrer irgendwie besolden, wobei die Frage entstände, wem diese Leistung obläge, so wären sie nicht im Stande, sich ihre Lebensbedürfnisse mit Geld zu beschaffen. Denn der Bauer besitzt rechtmäßig nichts, „da er nicht einmal ein Ei verkaufen darf,“ weil er mit Allem was er hat, des Herrn Eigenthum und in jedem seiner Geschäftsbetriebe diesem verantwortlich ist. Wir wissen nun heut zu Tage freilich, wie die Physiognomie des ganzen Landes mit ihren Städten eine ganz andere geworden ist, als wie sie sich vor 150 Jahren der Betrachtung darbot. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Zunahme der Bevölkerung, dem erworbenen Landbesitz der freien Bauern, der Umwandlung der Rechtspflege u. s. w. hat sich bei uns Alles wesentlich verändert. Bei alle dem hat der Bestand unserer Landeskirche durch ihre feste Fundation von Grund und Boden, wie sie auch historisch geworden und rechtlich gesichert ist, sich erhalten.

Unserem jungen Pastor L. in Wohlfahrt war trotz aller Betrachtungen, die er über seine neue Lage anzustellen sich genüßigt sah, dieser ganze ökonomische Apparat der ihm zum Unterhalt zugewiesenen Felder und Wiesen überaus unsympathisch, ja unlieblich. Das alles widersprach vollständig seinen ursprünglichen Neigungen und bisherigen Beschäftigungen. Alles Landwirthschaftliche, falls die Nöthigung an ihn herantrat, betrachtete er als eine Zeit-

verschwendung und als ein Hinderniß, das ihn von seinen geliebten Studien und geistlichen Berufspflichten abzog. Von ihnen mochte er nicht lassen. Darum setzte er sofort für sich eine regelmäßig abwechselnde Zeiteintheilung fest, pro academicorum more. So beabsichtigte er in einem Semester Philologie zu treiben, in dem andern Kirchengeschichte und zwar stets mit biblischen Studien verbunden u. s. w. Jammr aber sollte die gründliche Erlernung der lettischen Sprache seine Hauptaufgabe bleiben. Hier legt er sich die Frage vor, ob und wie die Pflege der Wissenschaften für einen Landpastor, der sich in erster Linie den religiösen und sittlichen Bedürfnissen einer Gemeinde widmen soll, mit der praktischen Seelsorge so zu vereinigen sei, daß diese keine Einbuße erleide? Num litterarum studium cum animarum cura sit conciliandum? Sollten nicht für Predigten und Katechisation biblische Studien genügen? Was nützt das Uebrige, wie Philosophie, Lectüre der alten Classiker und dergleichen? War dies doch eine vielverbreitete Ansicht bei seinen amtsbrüderlichen Nachbarn, namentlich aus der Halle-Spenerschen Schule, die im hiesigen Lande unter den Bessern warme Anhänger zählte, so z. B. den bereits rühmlichst genannten Pastor Blaufuß in Ermes, P. Mey in Ubbenorm, Quandt in Luzen. Die Autorität dieser trefflichen Männer war für U. allerdings Achtung gebietend, jedoch nicht maßgebend. Er blieb seinem alten Grundsatz getreu: non jurare in verba magistri! Das Resultat seiner Erwägungen blieb, die sogenannten Humaniora seien keineswegs die direkten Hilfsmittel zur Bekehrung der Sünder, für welche vielmehr das Wort Gottes die ergiebige Quelle zur Wiedergeburt und Heiligung des menschlichen Herzens ist. Doch bleibe das unablässige Forschen und Fragen der Geister aller Zeiten und Völker, die in hervorragender Weise die Zeug-

nisse ihrer ringenden Bestrebungen zur Verwerthung durch die Nachwelt in ihrem großartigen Schriftenthum niedergelegt haben, — es bleibe stets ein Gegenstand von hohem Interesse für alle, welche die Entwicklung des Menschenlebens in ihren fortschreitenden Stufen zu beobachten nicht unterlassen mögen. Wie das Volk der Offenbarung mit anderen in Berührung kam und wie das göttliche Walten die noch fernstehenden durch das Gesetz und Evangelium stets erziehend geleitet hat, so könne auch ein gründliches Studium der Urkunden der Heils offenbarung einer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit im Großen und Ganzen nicht gut entbehren. So war es ihm denn ausgemacht, für den Theologen das Bibelstudium obenan zu stellen, es aber nicht für das einzige Wissensobject des denkenden Geistes zu erklären. Die Einseitigkeit der Halle'schen Epigonen Spener's sah er daher durch die Helmstädtler und Gießener Theologen seiner Zeit auf ihre richtige Grenze gebracht.

Doch ruft er bei dieser Gelegenheit aus: *Non omnia possumus omnes!* So wollte er für seine Person die Berechtigung sich nicht nehmen lassen, den Gesichtskreis in der Betrachtung möglichst weit offen zu halten, war aber stets geneigt, anders gearteten Köpfen die ihnen zuträgliche Einseitigkeit und Beschränkung ihrer Aufgaben und Leistungen einzuräumen. Er erkannte gern und willig an, daß eine treue und erfolgreiche Wirksamkeit auch ohne wissenschaftlichen Luxus geübt werden könne und dürfe.

Man hat gar oft im Leben, im Großen wie im Kleinen, durch die Erfahrung bestätigt gefunden, daß das Unerwartete und Unvorhergesehene dergestalt geschieht, daß es nicht nur mit den eigenen Wünschen und Bestrebungen nicht in Widerspruch steht, sondern sogar dieselben begünstigt, wo es gilt, den individuellen Thätigkeitstrieb zur Dar-

stellung zu bringen. Auch unserm L. war es beschieden, solche Erfahrung in seiner gegenwärtigen Landeinsamkeit zu Wohlfahrt, die allerdings einen auffallenden Kontrast mit früheren Jahren bildete, zu machen. Von vornherein begriff er, daß ohne seinen wissenschaftlichen, namentlich philologischen Studien ganz zu entsagen, es für ihn höchste Pflicht sei, sich der Seelsorge, Predigt und Kinderlehre seiner kulturbedürftigen lettischen Bauergemeinde nach Kräften zu widmen. Dazu war aber eine gründliche Beherrschung der ihm bisher ganz fremden lettischen Sprache durchaus erforderlich. Wie sehr ihm dieses in überraschend kurzer Zeit gelang, zeigt das Folgende.

Der eifrige Generalsuperintendent Benjamin Fischer, Sohn jenes in der livländischen Kirchengeschichte hervorragenden Generalsuperintendenten Johann Fischer, hatte sich zu dieser Zeit die Aufgabe gestellt, die unter der Leitung seines Vaters am Ende des vorigen Jahrhunderts besorgte erste Bibelübersetzung einer gründlichen Revision, behufs einer neuen Ausgabe derselben, zu unterziehen. Ohnehin waren Exemplare der ersten Ausgabe allmählig zur Seltenheit geworden und nur für schweres Geld zu haben. Dabei erkannte er auch als wünschenswerth — obgleich die ersten Uebersetzer, unter ihnen besonders der durch seine Schicksale auch sonst bekannte Marienburgsche Propst Glück, noch heute gerechte Bewunderung verdienen — daß man es nicht bei einem bloßen Abdruck bewenden lasse, sondern die bisherige lettische Uebersetzung auf's Neue mit dem Urtext vergleiche, sprachliche Härten, mißverständliche Ausdrücke beseitige und dgl. m. Die Aufforderung, sich an diesem hochwichtigen Werk durch Hülfsleistung zu betheiligen, fand bei der livländischen, kurländischen und rigaschen Geistlichkeit ungetheilten Beifall. Als Mitarbeiter wurden aus Livland eingeladen: Pastor Blaufuß-Ernes,

Pastor Andrae-Vennwarden, Pastor Spreckelsen = Noop, Pastor Mey = Ubbenorm u. A. Man stellte sich Lange's Erstaunen vor, als Fischer, da die Sache eben in Gang kommen sollte, an ihn die Frage stelle, wie er es angefangen habe, in so unglaublich kurzer Zeit solche Fortschritte in der Erlernung der lettischen Sprache, wie man gehört habe, zu machen. L.'s Antwort lautete dahin, daß er sich allerdings Mühe gegeben habe, das Meiste aber den Rathschlägen oder Unterweisungen seines ehrwürdigen Freundes Pastor Blaufuß verdanke. Und so geschah es denn, daß der junge 27jährige Pastor, der erst im zweiten Jahre seines Amtes an der lettischen Gemeinde zu Wohlfahrt stand, herangezogen ward, mit den Uebrigen an der Bibelrevision zu arbeiten. Zu dem Endzweck wurden ihm, wie er ausführlich in seinem Tagebuch schreibt, zugetheilt die Hagiographen vom Buche Josua bis auf Hiob inclusive des A. T. und aus dem Neuen Testament die Briefe Petri bis auf die Offenbarung Johannis inclusive. *Ecce pensum alioquin studiorum praegressorum rationi concinnatium*, ruft er aus und fügt bescheiden hinzu: *Quanquam scientiae Letticae hoc tempore adhuc paucitas non parum obstituit.*

Die meisten seiner Verbesserungen und Ausstellungen fanden bei den rigaschen Masorethen, wie er die Redaktionsglieder nennt, Beifall. Sie wurden in der neuen Bibelausgabe berücksichtigt, andere dagegen zurückgestellt. Von diesen letzteren hat L., zum beliebigen kritischen Gebrauch für später Lebende, auf 16 Quartseiten seines Tagebuchs eine nicht geringe Auswahl aufbewahrt, deren Mittheilung an diesem Orte zu weitläufig wäre.

Während diese philologisch-biblische Arbeit ihn auf seinem stillen Pastorat zu Wohlfahrt anhaltend in Anspruch nahm, konnte er seinem stillen häuslichen Leben durch den

Eintritt in den Ehestand diejenige Weihe angebeihen lassen, auf die er sich schon seit längerer Zeit vorbereitet hatte. Bereits in Petersburg hatte er sich mit der Tochter seines väterlichen Freundes Pastor Nazzius, Anna Helena verlobt. Nunmehr war er in der Lage sie heimzuführen. Obgleich erst 17 Jahre alt, erwies sie sich ihm bald als eine geschickte und umsichtige Gehilfin, der er ruhig die Leitung seines Hauswesens überließ, um desto ungestörter seinen amtlichen Pflichten leben zu können. Sie war, wie er schreibt, lebhaften Geistes, trefflich gebildet und bereits mehrerer Sprachen kundig, wie sie denn auch in kurzer Zeit geläufig lettisch sprechen lernte.

Sogleich im Anfange seiner Amtsthätigkeit beschäftigte ihn der völlig ungenügende Zustand der Anstalten für den auch nur einigermaßen auskömmlichen Unterricht der Bauernjugend. Nicht daß es gänzlich an Schuleinrichtungen gefehlt hätte. Wohl waren bereits zu schwedischer Zeit einleitende Schritte gethan, welche den niedrigen Kulturgrad der leibeigenen Bauern in's Auge faßten; manches war hie und da von den Pastoren privatim in dieser Beziehung in ihren Kreisen versucht und unternommen; verschiedene gute Vorsätze waren schon officiell zu Papier gebracht; von Gutgesinnten war die organisirte Herstellung von Bauerschulen im Lande in der Theorie als etwas Erstrebenswerthes anerkannt. Das alles blieb aber meist auf fromme Wünsche beschränkt. Jede durchgreifende Ausführung scheiterte an der Ungunst der Zeiten. Auch fehlte es an der Hauptsache, an Lehrern. Bestand doch die Masse der Bevölkerung aus „rohen und ungebildeten“ Leibeigenen. Der Adel und die Wenigen des Mittelstandes lebten nach L.'s Ausdruck sine cruce et luce. Literaten waren ohnehin auf dem Flachlande eine Seltenheit. Für Ausbildung und Besoldung der Volkslehrer gab es keine

Mittel. Was auch die Kirchengesetze in allgemeinen Ausdrücken darüber vorschrieben, so kam doch nichts zum praktischen durchschlagenden Austrag. Ohne die Gründung eines Seminars für die Ausbildung lettischer Volkslehrer war jeder Versuch zum Bessern ein Wassererschöpfen im Siebe. Daß erst nach 100 Jahren die Dinge eine andere Wendung nahmen, ist bekant. Gut Ding will Weile, hat sich auch hier geltend gemacht.

Lange versuchte also bei diesem Mangel an Schulen in seinem Pfarrgebiet ein kleines Seminar (*seminariolum*) zu gründen, treulichst unterstützt von den Erbherren, was er dankbar zu bemerken nicht unterläßt. Er selbst wurde der erste Parochiallehrer, der im Katechismus, im Einüben der Kirchenmelodien u. unterrichtete. Er hatte die Freude, daß die fähigeren Schüler, mit der nöthigen Elementarbildung ausgestattet, als Lehrer für andere Schulen angestellt wurden, so daß er es in seiner Parochie bis auf 4 Schulen brachte, aus denen die reiferen Zöglinge anderen benachbarten Kirchspielen überlassen werden konnten. Das alles aber hörte nach seinem Abgange von Wohlfahrt wieder auf, wie er selbst berichtet. So unerträglich geht es mit der Erudition in Livland, schreibt er 1738, indem er erklärend hinzufügt: dazu kommt noch der beständige Wechsel der Erbherren. Sie lösen sich durch den Kauf und Verkauf ihrer Güter unaufhörlich ab. Es kommt zu keiner ruhig fortschreitenden Aufbesserung der Dinge; in diesem beständigen Wechsel erlahmen die besten Institutionen, darum steht es mit dem Schulwesen so jämmerlich. *Hinc illae lacrimae! Catastrophas illius modi vidi ac deploravi saepissime.*

Inzwischen sollte er bald erfahren, daß sein häusliches Glück, häufig durch Todesfälle unterbrochen, nicht ungetrübt bleiben werde. So starben ihm in kurzer Frist

seine beiden erstgeborenen Kinder bald nach der Geburt. Die 80jährige Großmutter seiner Frau, eine verwitwete Obristin Rauschke, die dem jungen Ehepaar nach Livland gefolgt war und auch bald darauf starb, giebt Veranlassung die tragischen Schicksale ihres Mannes zu erzählen, der in russischen Diensten nach der Schlacht bei Pultawa, hitzigen Temperaments, vom hochmögenden Fürsten Mentischikow sich beleidigt glaubte und diesen forderte, was der Feldmarschall so sehr übel nahm, daß er es ihn hart entgelten ließ. Das Nähere dieser Vorfälle, mit großer Umständlichkeit im Tagebuch erzählt, übergehen wir.

Ein Paar andere Ereignisse ernster Art aus dem Amtsleben, die in der Gegend viel von sich Redens machten, mußten ihn auf's Schmerzlichsste berühren und trugen nicht wenig dazu bei, ihn mit Fragen zu beschäftigen, welche die seelsorgerische Behandlung solcher Personen betrafen, die, von religiösen Affecten leicht erregt, beim Mangel intellectueller Ausbildung in verhängnißvolle Lagen gerathen. Von zwei Fällen schreibt er ausdrücklich: *tragicus quidam conscientiae casus und secundus talis casus magis tragicus!* Sie liefen beide allerdings tragisch aus und sind ihm warnende Beispiele überspannter, irre geleiteter Einbildung weiblicher Gemüther, die, bei krankhafter Phantasie-Erregung auf dem Grunde unanfechtbar edler Gewissenhaftigkeit die Aufgabe ihres Lebens verfehlen. Wir können nicht umhin die umständlichen Berichte in der Kürze hier anzudeuten.

Ein junges Bauermädchen im Uebergangsalter der Pubertät fühlte sich in der Katechisation nach öfterer Anhörung der Lehre von der Rechtfertigung durch Christi Blut in eine tiefe Herzensangst versetzt. Bald versank sie in stille Melancholie, bald aber fing sie an, laut aufzuschreien, sich zu Boden zu werfen und unter Schluchzen

und Thränen sich der ewigen Verdammniß anzuklagen. Alle Versuche, sie zu beruhigen, blieben vergeblich. Endlich, da die Zeit kam, wo sie zum ersten Mal zum Genuß des h. Abendmahls am Altar hinzugelassen werden sollte, stellte der Pastor ihr vor, daß sie die heilige Feier als eine Besiegelung der Gnadenwahl zu ihrer Seligkeit zu betrachten haben werde. Scheinbar beschwichtigt, versprach sie, mit ihrer Familie zum Tisch des Herrn mit Andacht und Dankagung zu gehen. Doch was geschah! Mitten in der feierlichen Handlung gab sie durch heftige Zeichen abwehrend ihre Bestürzung zu erkennen. Alles sanfte Zureden, daß der Genuß des Leibes und Blutes Christi für alle Mühseligen und Beladenen eine Seelenspeise des Trostes und der Erquickung sei, blieben fruchtlos. Es kam immer nur zu ausweichenden Antworten. Endlich wurde ihre Mutter zu Rathe gezogen, der sie sich schließlich entdeckte. Der Grund ihrer räthselhaften Angst entsprang *ex mensium fluxu*, der eingetreten war und welchen das unschuldige unerfahrene Mädchen für ein Zeichen ihrer Verwerfung von Seiten Christi gehalten hatte. Doch auch jetzt halfen alle Belehrungen nichts. Ihr Paroxysmus steigerte sich bis zur Phrenesie. Sie mußte eingeschlossen und bewacht werden. Doch nach einigen Tagen entfloß sie heimlich in der Nacht, verbarg sich in einen Heuschaber auf dem Felde, wo man sie jämmerlich erstickt fand.

Ein anderer Fall war noch „tragischer“. Ein braves, rechtschaffenes junges Bauernweib, Lit. 2, 15 fälschlich auslegend, glaubte die eheliche Gemeinschaft als eine Tod-sünde abweisen zu müssen und kam endlich dahin, in einer Nacht in solcher überreizten Gewissensangst ihren Mann mit einem Messer zu verstümmeln und sich selbst darauf um's Leben zu bringen.

Daß diese Vorfälle in seiner Gemeinde unsern jungen Pastor tief erschütterten und angelegentlich beschäftigten, ist erklärlich. Er wirft sich hierbei die Frage auf: an contritio cordis in desperationem converti possit?

Ihm stand es fest, wo Gesetz und Evangelium, Buße und Gnade emphatice gepredigt werden, da müßte es zu einer „Bewegung“ kommen, nach Luthers Wort: rumor adest! Die kräftige Aufforderung zur Sinnesänderung bewirke ein ernstes Insiichgehen und Prüfen der Herzen, eine Unruhe, die sich in Unzufriedenheit mit sich selbst in Gedanken, Worten und Werken äußere. Nun aber lehre die Erfahrung, daß mitten unter diesen „Bewegungen der göttlichen Traurigkeit“ (2. Cor. 7, 10) auch das natürliche Temperament, die Phantasie, besonders bei jungen lebhaften Gemüthern, statt durch das Wort der Wahrheit geläutert zu werden, sich in verkehrter Weise verwirrend einmische und daraus Mißverständnisse und üble Folgen entständen, die wohl zu beachten seien. Wenn nun aber jenen jungen unglücklichen Seelen, durch einseitige allzuscharfe Betonung der nothwendigen Traurigkeit, die Rechtfertigung durch die Gnade in Christo abhanden gekommen und zwar ex culpa mea (horribile dictu) so fragte L. sich, was dann? Lautere Predigt zur aufrichtigen Buße könne zwar unschädlich wirken, wohl aber meinte er aus 1. Petr. 3, 10 einen Wink zu entnehmen, sich das Schweigen und vorsichtige Behüten seiner Jugend angelegen sein zu lassen. Das schwächere Geschlecht sei ohnehin geneigter zu abschüssigen Irrwegen der Gefühle, auch bei moralisch unvertverflicher, ja bester Absicht. Mußte er doch bald bei der entstandenen Herrnhuterbewegung, die immer größere Dimensionen annahm, die Entdeckung machen, daß die religiösen Ausschreitungen zum großen Theil in der leichtern Erregbarkeit der Weiber ihre Ursache hatten.

Demn bereits waren Emiffäre des Grafen Zinzendorf in Livland erschienen und hatten sich in kurzem hier eines bessern Erfolges zu rühmen als in Petersburg. L. zweifelt nicht, daß die ganze Sache bald in Sand verlaufen wäre, wenn man den Rath des wachsamem und erfahrenen Mazzius befolgt hätte. So entstand aber in der Kirche Livlands eine tumultuarische Aufregung, von der er sein Lebenlang zu erzählen wußte, wie das Weitere zeigen wird. Er hatte in Petersburg zur Genüge erfahren, wie man mit Leuten „von dieser Sorte“ verfahren müsse, um sie sich vom Halse zu halten. Aber hier in Livland befolgte man eine andere Methode. Die Pastoren aus der Hallenschen Schule so wie mehrere Frauen und Herren des Adels hörten diese Emiffäre willig an, nahmen sie freundlich auf und öffneten ihnen ihre Häuser und Kirchen. Auch L. verweigerte anfangs den Zutringlichen den Zutritt nicht, wenn auch mit vorsichtiger Zurückhaltung. Aber auf ihre Wünsche, zur Vollziehung kirchlicher Handlungen zugelassen zu werden, konnte er sich nicht entschließen einzugehen. Bei Gelegenheit einer Taufhandlung, die L. in Gegenwart eines der „Brüder“ aus Wolmar, wo sie bereits ihr Seminar hatten, vollzog, fragte ihn dieser, ob es gestattet sei, die Taufe nach herrnhutischem Ritus zu vollziehen. Worauf L. verwundert zur Antwort gab, er kenne den herrnhutischen Ritus nicht, übrigens sei er an die lutherische Form der Kirchenordnung gebunden, die er beschworen habe, und dürfe ohne Gewissensverletzung von ihr nicht abweichen. Wenn er in Herrnhut lebte, abseiten des schwedischen Kirchengesetzes, so könnte er sich allenfalls den Herrnhuter Ritus gefallen lassen. Mit dieser ausweichenden Antwort schienen sich die „Brüder“, wenn auch etwas abgekühlt, zufrieden zu geben. Die Hallenser dagegen, namentlich Blausuß, Spreckelsen und Andere hätten

es gern gesehen, wenn L. sich zu dieser „Erwärmung der Seelen,“ von der sie sich viel versprochen, freundlicher gestellt hätte. Jedoch L. sprach seine Ansicht dahin aus, daß man zwischen dem zum Seelenheil Unentbehrlichen und dem dazu minder Nothwendigen unterscheiden müsse. Was das letztere betrifft, so sei in Livland die bestehende lutherische Kirchenordnung maßgebend. Und wenn es hieß, die Emissäre wollten ja doch nichts Anderes, als einer innigeren und lebhafteren Erfassung des Heils in Christo zur Verherrlichung seiner Kirche dienen, wobei der Superintendent selbst eadem pietatis specie captus mit den übrigen Hallensern die Ohren spitzte und ihnen Zugang zur Kirche und Kanzel gestattete, so verhielt er sich, allen Streit vermeidend, stillschweigend und das Weitere abwartend.

Was er voraus vermuthet hatte, erfüllte sich bald. Die demüthigen Freunde aus Herrnhut wurden in kurzem „Feinde, Verfolger und Inquisitoren“. So schnell ging es mit dem Uebergang von einem Extrem zum anderen: „ein Beweis von der Schwäche der menschlichen Natur.“ Uebrigens konnte man dieselbe Beobachtung hundert Jahre später machen, wo Herrnhut sich wiederum übermüthig zu Glaubensrichtern über die Pastoren aufzuwerfen keinen Anstand nahm, wobei es Manchem gerathen schien, vorläufig zu schweigen und gewähren zu lassen, bis abermals etwa eine neue Wendung käme und der Widerspruch eben so stark seinen Ausdruck fände als kurz vorher noch die willige oder unwillige Unterwerfung. Vom Jahre 1742 aber schrieb Lange: Zinzendorf's Lehre stehe auf der Höhe ihres Ansehens. Unser Livland fließe ordentlich über vom Verlangen nach einer neuen Reformation. Das sanfte und einschmeichelnde Wesen finde besonders bei der Leichtgläubigkeit des Volkes Zugang. Man schwimme förmlich im Strom heiliger Brüderlichkeit, träume, mit Hinweisung

auf Gal. 3, 28 von Aufhebung aller Standesunterschiede und dgl., was den unfreien Letten besonders lieblich klinge. Bethäuser, hie und da, wurden erbaut, zu Erbauungsverfammlungen nach besonderer Weise. Die Gewißheit der Zusicherung persönlicher Seligkeit wurde durch's Loos bestimmt, mittelst dessen der Herr seiner Gemeinde bei der Classeneintheilung der Gläubigen in Stufen und Graden einem Jeden, als wie durch ein Gottorakel, seine Stelle zuwies. Dagegen betrachteten die also vom Herrn ausdrücklich als seine „Auserwählten“ anerkannten die kirchlichen Gottesdienste als eine arge Verweltlichung, als ein Babel. Das Blut und die Wunden des Lammes seien ihr specifisches Eigenthum. Auch vernachlässigten sie die Anbetung Gottes, des Vaters, ergingen sich dagegen in mystischen Deutungen der Seelenvereinigung mit dem himmlischen „Blutbräutigam“ und declamirten sehr bedenklich und irreleitend von den tiefen Geheimnissen der ehelichen Gemeinschaft (*de actibus conjugalibus*). Daneben fing das Landvolk, namentlich im Estnischen, auf Grund des Thema's von der allgemeinen Brüderlichkeit und Gleichheit an, hie und da jeglichen Gehorsam gegen weltliche Ordnung aufzukündigen. Natürlich konnte diese Bewegung in den leitenden Kreisen nicht unbeobachtet bleiben. Es wurden Untersuchungen eingeleitet, um den drohenden Uebelständen abzuhelfen. Der brave Propst F., dem die Sache sehr zu Herzen ging, vertraute sich unserm L. an und holte durch dessen Vermittelung bei Mazzius in Petersburg guten Rath ein. *At sero sapiunt Phryges!* Hätte man von Anfang an fluge Wachsamkeit beobachtet, so wären die späteren verunglückten Maßnahmen überflüssig gewesen. Aufrichtung förmlicher Inquisitionstribunale zur Verurtheilung häretischer Gelüste, Religionsgespräche und Disputationen mit Sektirern zur Widerlegung

ihrer Irrthümer und zur theoretischen Ueberwindung der gegnerischen Ansichten, sind, wie die Geschichte der Kirche bezeugt, stets ohne Erfolg gewesen. Der Ankläger behauptet und der Angeklagte verneint, und so geht es hartnäckig fort. Zu einem friedlichen Abschluß kommt es auf diesem Wege nicht.

Im Jahre 1743 wird denn auch eine förmliche Commission mit der Untersuchung dieser Sache betraut und zwar im Wolmarischen. Unser L. sah sich genöthigt, als beordertes Glied der Commission, sich an den Arbeiten derselben zu betheiligen und fand auf diese Weise die beste Gelegenheit, sich über die ganze Angelegenheit zu instruiren und ein Urtheil zu bilden. Doch wie spricht er sich aus? Sehr wehmüthig sind seine Klagen über den Verlauf der Sache. Er sagt: Leider wurde die ganze Sache ebenso einseitig als oberflächlich und stiefmütterlich betrieben. Geistliche Dinge wollen geistlich behandelt werden. Statt geistliche Waffen in christlicher Liebe mit schonender Rücksicht der Verblendeten in Anwendung zu bringen, greift man sofort zu den fleischlichen Mitteln der weltlichen Zucht und Strafe. Häufig ward nach Gunst und Mißgunst verhört und verurtheilt. Die Rechte unserer lutherischen Landeskirche waren klar und unzweideutig. Bei Mißstimmungen in Glaubenssachen, bei den Gemeindegliedern wäre es nicht ausschließlich Aufgabe der geistlichen Hirten und Lehrer gewesen, die etwa gefährdeten Interessen der Kirche zu schützen, da weltliche und irdische Fragen außerhalb der Verhandlung standen. Hier aber in concreto stand die Sache ganz anders. Nach den „Ritterprivilegien“ hatte jeder Erbgrundbesitzer auf seinem Grund und Boden eigenbeliebig zu schalten und zu walten. Daraus wurde gefolgert: wenn es Einem beliebt, neue Andachtslocale nach besonderer Façon zu bauen, so habe kein Anderer

etwas dareinzureden. Daher die Verwirrung und Verschiebung der Gesichtspunkte, nach denen allein ein gedeiblicher Ausgang zu hoffen stand. Protocolle und Acten wurden geschrieben und an die betreffenden Instanzen zur höheren Entscheidung geschickt, die aber ausblieb. Es kam zu keiner allendlichen, zur Nachachtung öffentlich publicirter Verfügung. Der Grund ist ersichtlich. Man war rathlos und ließ den Dingen ihren unbehinderten Lauf. Auch war hier eine sonst häufig beliebte Methode befolgt. Wo der weltliche Territorialherr bei religiösen und kirchlichen Fragen seiner Untergebenen es für vortheilhafter hielt, eine oder die andere Partei zu begünstigen, da ward die entgegengesetzte mit Gewalt unterdrückt, und wo man es für opportun fand, sich gleichgültig zu stellen, da verhielt man sich neutral, wodurch der Krankheitsstoff vollends überhand nahm. Lange kommt in seinen Erwägungen zu dem Schluß, daß eine etablirte Landeskirche die Pflicht der Selbsterhaltung üben müsse, wenn sie nicht der Indolenz und Impotenz zum Opfer fallen wolle. In solch schwerer, bedrängter Zeit aber, fügt er hinzu, da die Kirche dem Eindrang neu aufkommender Secten muthwillig preisgegeben wird, bleibe keine andere Waffenrüstung der Streiter Christi übrig als Gebete und Thränen, was freilich ziemlich quietistisch lautet.

Wir kommen noch später auf den Fortgang der Herrnhutersache zurück. Lange liebt es, in seinem Tagebuch sich Abschweifungen von dem gerade behandelten Thema zu erlauben. Wir folgen ihm und geben hier seinen nachträglichen Schlußbericht über die russische Uebersetzung von Arnd's „Wahrem Christenthum.“ Sie wurde allendlich confiscirt. Damit aber verhielt es sich so. Der Priester Theodorski, der Uebersetzer des Buches, hatte die gedruckten Exemplare der ganzen Auflage selbst aus Halle

nach Petersburg gebracht. Vom Erzbischof selbst hatte er sich der besten Empfehlungen zu erfreuen, wie er denn auch später Lehrer und Beichtvater des Großfürsten Peter und seiner Gemahlin Catharina und Bischof von Pskow wurde. Das alles verhinderte aber nicht, daß über ihn und sein Werk sich ein großer Sturm erhob. Obgleich bei Hofe angesehen, hatte er doch Verdächtigungen mancherlei Art zu erleiden, namentlich in Betreff der aus Halle importirten Meinungen, die insbesondere bei hohen Prälaten Mißfallen erregten. Da geschah es, daß einer seiner Gegner, der Minister Fürst Cz., in einem deutschen Zeitungsblatt eine Petersburger Correspondenz folgenden Inhalts zu lesen bekam: Die Deutschen allhier, besonders die Lutheraner, ständen bei Hofe in sonderlichem Ansehen, auch ihre Religion bei den Geistlichen, wie schon daraus zu ersehen, daß nicht nur des Joh. Arnd Bücher vom wahren Christenthum ins Russische übersetzt, sondern auch andere von evangelischen Lehrern geschriebene Bücher, wie auch die Bibel, gleichfalls russisch zum Druck befördert worden; und dies alles auf Kosten des Hofes und mit Wissen und Zustimmung der Geistlichen. Der Fürst, dem diese pikanten Kundgebungen nicht ungelegen kamen, beeilte sich sofort dieselben den Prälaten, und namentlich dem Erzbischof zu weiteren Maßnahmen und Meinungsäußerungen zu insinuiren. Natürlich allgemeine Betroffenheit. Zunächst der Erzbischof sehr erschreckt über die Indiscretion und die Uebertreibungen des Zeitungsartikels. Er fürchtete die Folgen. Es kam zu Verhandlungen im h. Synod. Da bemerkt Einer der Mitglieder der Prälatur, die Orthodxie des Arnd sei selbst bei den Protestanten angestritten und problematisch. Diese Mittheilung machte einen bedeutenden Eindruck. Der eigentliche Streitpunkt, ob die Arnd'sche Schrift zuzulassen sei oder nicht, wird ganz

vergeffen. Man beschäftigt sich vielmehr mit der Frage, was es mit der sogar von den Protestanten angezweifelten Orthodorie derselben auf sich habe. Endlich ward resolvirt, die lutherische Geistlichkeit in Petersburg zu einem Sentiment über Arnd's Orthodorie oder Heterodorie aufzufordern. Inzwischen waren sämtliche Exemplare des russischen Arnd im Zollhause zu Petersburg mit Beschlag belegt, von denen jedoch einige, auf Wunsch Hochgestellter, heimliche Verbreitung gefunden hatten. Der Erzbischof, aufgebracht über die compromittirende Zeitungs-correspondenz, hatte zuerst Nazzius oder irgend Einen der ihm Nahestehenden im Verdacht, dieselbe verfaßt zu haben. Um sich von diesem gefährlichen Verdacht zu reinigen, ermangelten Nazzius und seine Freunde nicht, auf's Eifrigste nach dem wahren Verfasser zu forschen. Und siehe da! Als solcher ergab sich schließlich der einst als Erzieher Peters II. hoch angesehene und auch literarisch hervorragende, jetzt aber abgedankte und an Altersschwäche leidende Baron Hüyssen. Diese Entdeckung gereichte den lutherischen Pastoren zur Rechtfertigung und zu großer Befriedigung.

Inzwischen war im friedlichen Pastorate Trauer und Herzeleid eingetreten. Sein junges geliebtes Weib ward ihm am 1. Januar 1749 durch den Tod entrißen, nachdem bereits 2 Kinder frühzeitig ihr vorangegangen waren. Auch die hochbetagte Großmutter war gestorben. So stand er denn vereinsammt an den Gräbern seiner Lieben und fand nur Trost in den Arbeiten seines Amtes. Da geschah es, daß nach dem Tode der Pastoren Reichmuth in Moskau und Harnack in Smilten von beiden Seiten schriftliche Aufforderungen an ihn einliefen, deren Nachfolger zu werden. Eine Veränderung schien ihm aus mehrfachen Gründen wünschenswerth, aber wofür sich entscheiden,

zweifelhaft. Er beschloß mit seinem Antistes Fischer, der damals gerade auf seinem Gute Durenhof sich befand, reiflichst zu Rathe zu gehen. Fischer, der den angegriffenen leiblichen und geistigen Zustand seines jungen Freundes sah, rieth ihm zu einer Erholungsreise nach seiner Vaterstadt und den dort lebenden Verwandten und Freunden. Zu der Annahme einer Vocation nach Moskau rieth er nicht, besonders auch schon deshalb, weil dann die schönen Fortschritte, die L. in der Erlernung der lettischen Sprache gemacht, nutzlos würden. Er stimme für Smilten. Dieser wohlgemeinte und für sein ganzes späteres Leben entscheidende Rath schlug durch. Hatte er doch mit der Erlernung des Lettischen ein Herz für seine Letten gewonnen. *Adeo cum Livonis livonizare didiceram!* ruft er aus.

Bei dieser Gelegenheit wird im Tagebuch folgendes Geschichtchen erzählt. Ein in der Gegend sehr bekannter Edelmann, von Strohkirch, ein nicht ungebildeter Sonderling, der unter anderen Einfällen behauptete, Erbherr und Patron von Smilten zu sein, obgleich Smilten eine Kronsdomaine und sogenannte Kronspfarre war, pflegte auf seinen Rundfahrten in der Nachbarschaft auch ab und zu L. im Pastorat Wohlfahrt zu besuchen. So überbrachte er ihm die Nachricht von Harnack's Tode. Es hätten sich schon mehrere Candidaten bei ihm um die Pfarre beworben, aber vergeblich. „Niemand als Sie, sagte er, ihm treuherzig auf die Schulter klopfend, soll dort die Kanzel betreten.“ Im Jahre darauf, als L. in Smilten die Gastpredigt hielt, setzt sich der alte Freund der Kanzel gegenüber, geht nach gehaltener Predigt auf ihn zu und klopft ihm wieder würdevoll auf die Schulter mit den Worten: „Hat Strohkirch sein Versprechen nicht gehalten?“

Während L. sich mit den von Fischer ihm vorgeschlagenen Reiseplänen beschäftigte, kam ein unerwartetes Hin-

derniß. So eben hatte die kaiserliche Regierung eine abermalige Untersuchung in der Herrnhuter Sache und zwar diesmal in den Gemeinden Koop und Ubbenorm anbefohlen. Den Vorsitz sollten der Generalsuperintendent Fischer und der Landrath Baron Mengden führen, denen L. vom Consistorium als Assistent und Protocollführer beigegeben ward. Sein persönlicher Gemüthszustand wie seine Abneigung überhaupt, solche religiöse und kirchliche Dinge auf dem Wege der staatlichen Criminaljustiz zu erledigen, entsprach diesem Vorhaben keineswegs. Doch der Befehl der Oberen war nicht abzuweisen. Da er zeitlebens mit den Herrnhuterunruhen zu thun hatte, so ist es kein Wunder, wenn er sich in seinem Tagebuch immer wieder auf's Neue über diesen Gegenstand ausspricht, woraus wir nur in kurzen Andeutungen dasjenige anführen, was zur Klärung seiner eigenen Stellung, wie der damaligen Sachlage dient. Vorsicht, Weisheit und Mäßigkeit sei in der Behandlung der Streitpunkte, wo die zartesten Gefühle nur zu leicht verletzt werden können, zu beobachten, ist seine Meinung. Häufig handle es sich nur um Formalitäten. Wenn Zinzendorf in Herrnhut und Philadelphia und im weiten Amerika evangelische Bruderschaften mit besonderen Disciplinargesetzen und äußeren kultischen Ordnungen stiftete, so sei das seine Sache. Wenn es ihm dort gelingt, so wollen wir ihn beglückwünschen. Wenn aber unsere Verfahren hier nach Umständen von Zeit und Ort ihre Kirchenordnungen hergestellt haben und nun die Zinzendorfer ihre Einrichtungen uns obtrudiren wollen, die in ihrer Art anderswo ganz passend sein mögen, — wenn sie so das hiesige kirchliche Leben in Verwirrung bringen, kann man sich da zufrieden geben? Soll man ruhig bleiben, wenn unbekannte, angereiste Fremdlinge („prüfet die Geister“) unsere Eingepfarrten wie folgt auffordern: „Ihr Blinden, was thut

ihr in eurer lutherischen Kirche? was lauft ihr dahin? Da ist Alles Babel! flieht unter den Schutz unserer Bethäuser, wo das am Kreuz geschlachtete Opferlamm selbst mit seinem heiligen Blut durch das Loos euch kennzeichnet als die von der Sünde rein Gewaschenen und Auserwählten.“ — Heißt das nicht unsere heiligsten Gefühle verletzen?

So wurde denn auch Lange beauftragt, sich an den Untersuchungen zu betheiligen, die zuerst im Noopschen stattfinden sollten, auf den Besitzungen des Grafen de Lacy und des Herrn von Löwentwolde, die den Generalsuperintendenten eingeladen hatten, die kirchlichen obwaltenden Störungen auszugleichen. Sämmtliche Fragen, und was sonst bei den mündlichen Verhandlungen erforderlich war, wurden unserm Lange übertragen. Sechs Wochen faß die Commission und untersuchte. Was fand man? Ein Bethaus, nach Art unserer Kirche hergerichtet, Altar, Sichter, Glocke und Sitzbänke. Unbekannte und unberufene Redner traten auf und haranguirten das Volk, das ihnen Beifall gab. Die Edelleute, überrascht von diesen seltsamen Dingen, wußten nicht, was dabei zu thun. Die Emissäre aber entschuldigten sich mit ihrer Unkenntniß der hiesigen Kirchengebräuche, dissimulirten auch solche, und deckten ihren ungestümen Eifer mit „Offenbarungen des h. Geistes.“ Drei Momente gab es bei dieser Inquisition zu unterscheiden: die Hartnäckigkeit der hier zusammengelaufenen Indigenen, die sich in ihrem Gebahren zu gefallen schienen, die bona fide handelnden Redner, die ohne genaue Kenntniß von den Intentionen der Zinzendorfschen Hierarchie ihre Kunst übten, und die pia fraus der Emissäre, welche die Aufrichtung einer ecclesiola in ecclesia, nach besonderen, der lutherischen Kirche fremden Regeln und Ordnungen beabsichtigten. Diese wollten nun weder ihr Unrecht bekennen noch von ihrem Vorhaben abstehen. Es blieb also

für die Commission nichts anderes übrig, als die weltliche Macht zu requiriren. Das Bethaus wurde geschlossen, und die Redner von ihrem angemessenen Amte entfernt. Wenn sich die Emissäre auf die Mandate ihres Oberbischofs Zinzendorf berufen wollten, so sagte man ihnen, die lutherische Kirche habe mit ihm nichts zu schaffen und ihre Pflicht sei es, sich zu ihm zurückzugeben. Freilich gab es, wie Lange bemerkt, unter unseren livländischen Pastoren einige, die der Neuerung zugethan waren.

So war denn diese Angelengeheit in Koop dem Anschein nach mit befriedigendem Erfolg erledigt. Die Wunde war aber doch nur wie mit einem Heftpflaster äußerlich verdeckt, keineswegs geheilt. Indes sehen wir unsern L., durch diese außergewöhnliche Beschäftigung, die ihn wochenlang vollständig in Anspruch genommen, gewissermaßen angeregt und geistig aufgefrischt nach Hause zurückkehren. Sein unbefangenes Urtheil, das er über den Ursprung und Fortgang dieser und ähnlicher separatistischer Regungen, wie solche sich der irgendwo zu Recht bestehenden Kirche entgegenstellen, in weiteren Betrachtungen ausspricht, nöthigen dem Verstande und Herzen des Mannes Achtung ab, dessen unbestechlichen Wahrheitsfinn wir allezeit anzuerkennen uns gedrungen fühlen.

Wenn kleinere für gesteigerte religiöse Gefühle empfängliche Kreise in der größeren kirchlichen Gemeinschaft zu gegenseitigem engeren Anschluß in Gebet und frommer Uebung sich zusammenthun, ohne daß sonst irgend Neigung vorhanden ist, vom allgemeinen Kirchenverbande sich auszuschließen, sollte das principiell zu tadeln sein? Sollte das nicht vielmehr für die Leiter der Kirche zur Mahnung gereichen, daß eine Lücke in den kirchlichen gottesdienstlichen Ordnungen vorhanden sei, die ergänzt werden müsse? Hundert Jahre später kam man wirklich auf diesen Gedanken

in Livland, suchte ihn auch hie und da auszuführen und zeigte sich nicht abgeneigt, manche Einrichtungen Herrnhuts, wie namentlich Gestatten von „Privatandachtversammlungen“ und die Etablierung von „Bethhäusern“ nicht von der Hand zu weisen. Schon Spener und Franke hatten durch ihre collegia biblica, einfaches Lesen und praktische Auslegung der h. Schrift neben Kanzelpredigten, diesem empfundenen Bedürfniß abzuhelfen gesucht. Unverkennbar waren die Leistungen der Reformation in der Reinigung des Lehrbegriffs, in der neuen Formulirung schriftgemäßen Bekenntnisses, im Abthun römischer Vertheiligkeit. Doch mit der Aufstellung der feinsten Distinctionen und scharfsinnigsten Syllogismen zur Rettung der „reinen Lehre,“ die, wie bekant, zum leidenschaftlichsten und eines Christenmannes unwürdigsten Verhalten der Lehrer unter einander führten, welche doch die Wahrheit in Liebe suchen sollten, war die Reinheit der Sitten und die Erfüllung der Gebote in der Kraft des Glaubens nicht im erwarteten gleichmäßigen Fortschritt gewachsen. Die Klagen der Moralprediger im eigenen Lager geben darüber genügend Zeugniß. Die Grundsätze des biblisch praktischen Christenthums, das „königliche Gesetz der Liebe“ Jac. 2, 8, dieses wollten bei aller Betonung der Kraft des Glaubens fromme Männer, die später Pietisten gescholtenen, obenan stellen. Daß rigoristische Einseitigkeit dabei mit unterließ und in separatistische Unduldsamkeit umschlug, mit der Ueberhebung, die „wahre Gemeinschaft der Heiligen“ in den betreffenden Kirchen zur Erscheinung gebracht zu haben, war, wie Lange bemerkt, ebenso unvermeidlich, als nach Matth. 13, 30 das Unkraut unter dem Weizen und als der Umstand, daß, trotz der Vermahnung des Apostels 2. Cor. 6, 17 bei der Gründung der ersten Christengemeinde, die Herstellung einer vollkommenen heiligen Kirchengemein-

schaft nach dem Idealbilde Ephes. 2, 8 nicht gelingen wollte.

Harmlos und unschuldig, ja gewissermaßen berechtigt schien das Verlangen, innerhalb größerer kirchlicher Kirchen-complexe in kleinerer Geselligkeit gleichgesinnter Seelen sich zur Förderung gemeinsamer verstärkter Erbauung zusammenzuthun. Doch bedenklich wurde die Sache, wenn, wie das hier in Livland der Fall war, von auswärts her importirte, mehr oder weniger separatistische Tendenzen, unter dem Vorgeben göttlicher Sendung, in einer bestehenden evangelischen Landeskirche, mochte sie auch vielfach der Aufbesserung bedürftig sein, auftraten und eine förmliche Umwälzung in Cultus und Kirchenverfassung in Aussicht stellen wollten. Da konnte nur ablehnend verfahren werden. Sollte die lutherische Kirche in Livland fortan ihre Ordnungen nach den Aufträgen und Befehlen einer Oberleitung, die in Herrnhut ihren Sitz hatte, modeln lassen, so stand im Falle des Gelingens die vollständige Abhängigkeit von einem neu etablirten Vatican außer Zweifel.

Nach Beendigung der ziemlich unerquicklichen Commissionsgeschäfte in Koop und auch in Abbenorm sah man sich veranlaßt, eine beabsichtigte Fahrt nach Sunzel, wo gleichfalls ähnliche Vorfälle stattgefunden hatten, für diesmal aufzuschieben.

Dulcia non meruit, qui non gustavit amara! ruft L. an dieser Stelle aus. Die Vocation nach Smilten kam ihm wie ein Trost von oben her. Wohl hatte er viel Gutes aus der Hand seines Gottes an dieser ersten Stelle seines kirchlichen Wirkens in Livland erfahren. Aber die Gräber seiner Lieben in Wohlfahrt riefen immer nur schmerzliche Gefühle über fehlgeschlagene Hoffnungen wach. So hielt er denn am 1. Osterfest 1745 seine Abschiedspredigt, und konnte am Tage darauf, begleitet

von einer wehklagenden Gemeinde, comitatu collacrymantis coetus, seine Abfahrt nach Smilten antreten. Das Tagebuch erzählt wieder von einem Traum, der ihm noch in Wohlfahrt gewisse Umstände seines späteren Eintritts in das ihm ganz unbekanntes Pastorat Smilten auf's Genaueste vorgepiegelt hatte. Ein eigenthümlicher Charakterzug! Er, ein Mann sana ratione ductus, bei allen Vorkommnissen des Lebens nüchtern und ruhig, klar und besonnen im Urtheil, glaubte doch zu denen zu gehören, die von späteren Ereignissen auf dem Gange in die dunkle Zukunft durch starke Vorgefühle, die sich ganz eigentlich in Träumen kund geben, in Kenntniß gesetzt werden.

Die Arbeiten, die ihn von nun an in der großen Gemeinde zu Smilten in Anspruch nahmen, wurden ihm durch die herzliche Liebe und bald erworbene Anhänglichkeit, die er bei ihr fand, zu einer reichen Quelle der Aufmunterung und Erneuerung verminderter Geistes- und Körperkraft.

Bevor er aber das Weitere über seine langjährige Amtsthätigkeit in Smilten zu sagen sich anschickt, kann er es nicht unterlassen, zu beschreiben, was kurz vor seinem Abschiede von Wohlfahrt sich zutrug, weil es vom wichtigsten Einfluß auf seine ganze spätere Lebensstellung wurde. Der Generalsuperintendent Jacob Benjamin Fischer war am Ende des vorigen Jahres (1742) auf seinem Landgute Durenhof bei Wolmar, 60 Jahre alt, gestorben, nachdem er nach Bruiningk's Tode 8 Jahre sein hohes Kirchenamt bekleidet hatte. Die Beerdigungsfeierlichkeiten sollten daselbst, der Stellung des Verbliebenen angemessen, vollzogen werden. Unserem Lange war die Abfassung der Sargchrift aufgetragen. Er bedauert, sie nicht mehr zur Hand zu haben, erinnert sich aber, daß es lateinische

Distichen waren. Viele von der Geistlichkeit und vom Adel hatten sich eingefunden. Er fand bei seiner Ankunft im Trauerhause eine große Bestürzung vor. Der Propst Bruiningk in Wolmar, der die Leichenrede halten sollte, war durch einen nicht angegebenen Umstand verhindert zu kommen und die genau vorherbestimmte Ordnung der Leichenfeier war so plötzlich gestört. Da war es die Wittve des Verstorbenen, die sich an ihn, als denjenigen, der noch jüngst seinem Vorgesetzten in amtlichen Beziehungen näher getreten war, mit der Bitte wandte, die Rede zu halten. Lange gerieth durch diese Aufforderung in keine geringe Bestürzung. Wie sollte er, der Jüngsten einer in diesem hohen, auserwählten Kreise, so unvorbereitet das Wort zu ergreifen wagen? Noch immer hält er es, trotz der Bitten und Thränen der Wittve für passend, daß einem älteren Prediger diese Pflichterfüllung übertragen werde, zumal da er diesen Fall garnicht vorhergesehen habe. Doch alle Weigerung ist vergeblich. Da niemand in die Stelle des berufenen Redners eintreten will, so blieb ihm schließlich nichts anders übrig, um dieser Verlegenheit abzuhelpfen, als sich zu ergeben. Was war zu thun? Die Versammlung blickt in gespannter Erwartung auf den Redner, der ex tempore das Wort ergreifen soll. Er selbst ist in der bedenklichsten Stimmung, hin und her schwankend, einen Hauptgedanken zu fassen. Da erinnert er sich eines Wortes, das auf dem Concil zu Trident bei dem Sarge des Papstes Pius III gesprochen war: *semper ossibus paparum inhaerere sanctitatem*: auch der sterblichen Hülle der päpstlichen Heiligkeit gebühre Achtung und Verehrung! Dieses Wort (wir würden uns freilich die Frage erlauben, warum er kein Bibelwort fand) wandte er am Katafalk des verbliebenen Generalsuperintendenten an, der noch im Sarge Liebe und

Berehrung einflöße. Diese Bezeugungen der Liebe und Dankbarkeit könnten Livlands Geistlichkeit und Adel in doppelter Weise gebührend an den Tag legen: 1) wenn sie sich die göttlichen Wohlthaten in's Gedächtniß zurückerufen, die an den Namen Fischer, Vater und Sohn, geknüpft sind, die beide sich um Livlands Kirche hochverdient gemacht haben; 2) wenn sie sich zu inbrünstigen Gebeten vereinigten, Gott den Herrn und Beschützer seiner Kirche anzurufen, die geschlagenen Wunden der Kirche zu heilen, durch die Erwählung und Berufung eines Nachfolgers, der einer so großen und schwierigen Aufgabe gewachsen oder wenigstens nicht unwerth sei u. Diese letzten Worte fanden, wie L. hinzusetzt, bei den Zuhörern verschiedene Auslegung; von Seiten der Freunde eine wohlwollende, von Seiten Uebelswollender aber eine gehässige.

Am folgenden Tage kehrte er nach Wohlfahrt zurück. Bald darauf traf ein Brief ein von dem in Riga residirenden Landrath Baron Mengden folgenden Inhalts:

Es seien im Landrathscollegium zur Wahl eines Generalsuperintendenten und Präsentation an allerhöchster Stelle passende Subjecte zur Berathung genommen. Man habe aber von oben einen Wink empfangen, nur solche Männer zu präsentiren, die nicht in die Herrnhuterbewegung verflochten, sondern im Stande seien, correct und maßvoll zu ihrer Beruhigung beizutragen. Nun aber sei in diesem Falle der Name Lange nicht ungeeignet befunden, und ebendeshalb meldet ihm der Landrath, haben wir den Namen Lange in der Vorstellung nach Petersburg befördert. Es bleibe ihm anheimgegeben, nach Gutdünken, durch seine Freunde in Petersburg die geeigneten Schritte zu thun.

Lange bekennt, daß ihn diese Nachricht ebenso überrascht als peinlich berührt habe. Er mußte sich sagen,

daß die ihm zugedachte Ehre von manchen Seiten mißgünstige Stimmung erwecken würde. Er der Jüngsten einer im livländischen Ministerium (34 Jahre alt, und erst 7 Jahre im Pfarraamt), noch dazu ein Fremdling, fühlte er sich in keiner Hinsicht einer solchen verantwortlichen Würde gewachsen. Zu dem ließ ihn die Voreiligkeit seiner Petersburger Freunde Alles befürchten, was er nach seinem Gewissen nicht billigen konnte. Andererseits konnte er es getrost, *famae mendacia ridens*, für unerlaubt halten, irgend eine Beförderung von der Hand zu weisen, falls sie ohne sein Zuthun als eine göttliche Vocation zu betrachten sei. Jedoch die Klugheit gebot, *festina lente* zu verfahren, eingedenk dessen, daß es in zweifelhaften Fällen gerathener sei, nichts zu thun als selbsthandelnd einzuschreiten.

Durch den Brief des Landraths vom Stande der Dinge unterrichtet, schrieb er also unverzüglich an seinen ihm wohlgesinnten Schwiegervater Nazzius, theilte ihm seine Befürchtungen mit, und beschwor ihn, Alles zu vermeiden, was er nach gewissenhafter Ueberlegung und aus Freundschaft für ihn bei gegebener Sachlage ungeeignet erachte. Und so geschah es auch. Nazzius meldete ihm nach kurzer Frist: zur Mittagstafel zum Kanzler Grafen B. N. eingeladen, sei die Rede auf die Wahl eines neuen Generalsuperintendenten in Livland gekommen. Der Graf habe bemerkt, zwei Männer seien präsentirt, den einen kenne Nazzius genau. Nun heiße es, Lange trage Bedenken. „Warum und weshalb?“ Worauf Nazzius entgegnete, der junge Mann halte sich für dieses Amt, das eigene Erfahrung und entgegenkommendes Vertrauen verlange, noch nicht für vorbereitet genug. So ward denn der zugleich mit Lange präsentirte Pastor Zimmermann zu Paistel durch Senats-Urtheil vom 19. Juni 1745 zum Generalsuperintendenten bestätigt.

Mit seiner amtlichen Versetzung nach Smilten 1745 kam auch eine trostbringende Veränderung in seine Häuslichkeit. Er konnte zur zweiten Ehe schreiten. In der Nachbarschaft bewohnte eine achtbare Obristenwittwe von Peterson, deren Mann bei der Belagerung von Dtschakow gefallen war, mit ihren Kindern, 2 Söhnen und 2 Töchtern, das Gut Neu-Bilskenshof. Die älteste der Töchter, Dorothea Caroline, obzwar erst 17 Jahre alt, schien alle Eigenschaften zu besitzen, um dem jungen 34jährigen kinderlosen Wittwer, der in einer großen und weitläufigen Pfarochie allein dastand, eine treue und liebevolle Hausfrau zu sein. In dieser Stelle des Tagebuches lesen wir ziemlich nüchterne und unbefangene Betrachtungen: num in nimio literarum studio corporis cura sit negligenda? Lange beantwortet diese Frage mit Röm. 13, 14, wo der Apostel von der Pflege des Leibes handelt und dem Gesetz Christi, Gott zu dienen mit Seele und Leib, welche beide sind Gottes, 1. Cor. 6, 20. Was des Apostels Rathschlag beträfe, so halte er ihn nur mit Reserve für solche empfehlenswerth, die ihr Leben nach höheren idealen Gesichtspunkten zu ordnen pflegen, während er ihn für Libertiner und Epikuräer, die sich mit der Leibespflege in ganz verkehrter Weise beschäftigen, für höchst überflüssig erachte, zumal sie absichtlich den Nachsatz in der Bibelstelle ignoriren.

Neben der Besorgung der großen Smilten'schen Pfarre kam es bald zu manchen, vom Consistorium übertragenen Leistungen, denen er sich nicht gut entziehen konnte. So geschah es nach Berufung von Pastor Blaufuß in Ermes an die Jakobikirche in Riga, daß die Eingepfarrten des zu Ermes gehörigen Filials Karkeln sich über die Wiederbesetzung nicht sogleich einigen konnten. In Folge dessen hatte die Besitzerin von Karkeln, die verwitwete Frau de la Barre den benachbarten Wohlfahrtschen Pastor, der

bereits ohnehin ihr Beichtvater war, zur Amtsbedienung des Filials veranlaßt. Nunmehr in Smilten, 10 Meilen von Karkeln entfernt, hoffte er von dieser Verpflichtung entlastet zu werden. Doch gelang es ihm vor der Hand nicht, und so mußte er diese beschwerliche Vicebedienung noch vorläufig fortsetzen.

Eine geordnete Zeiteintheilung erleichtert sehr das gute Gelingen jeglicher Arbeit, das war sein Grundsatz. So beschreibt er denn die Methode, nach welcher er in der Abwechslung seiner verschiedenen Beschäftigungen verfährt. Die lettische Sprache hatte er sich so ziemlich zu eigen gemacht. Doch entging ihm nicht, daß darin noch viel zu thun übrig blieb. Es machte sich ihm besonders bemerkbar die Reinheit der Aussprache der Vocale, so wie der größere Reichthum an Ausdrücken und Wortbildungen und Bezeichnungen in der Wendenschen Gegend, wohin er jetzt versetzt war. Sofort ließ er sich angelegen sein, Wortfügungen, Phrasen, Benennungen, die ihm neu waren, in alphabetischer Ordnung niederzuschreiben, um auf diese Weise durch aufmerksame Vergleichung tiefer in die Kenntniß des lettischen Sprachschates einzudringen und eine gründliche Erlernung der Sprache nicht bloß der flüchtigen Beobachtung im täglichen Verkehr zu überlassen. Auch fehlte es an Hilfsmitteln zur gründlichen Erlernung des Lettischen gar sehr. Freilich gab es schon eine Grammatik von Adolphi 1685, die als „Erster Versuch einer kurz gefaßten Anleitung zur lettischen Sprache“ ihr Verdienstliches hatte, wie auch eine Anleitung zur lettischen Dichtkunst, „Der undeutsche Opig“ betitelt, von J. Wischmann 1697, u. s. w. Alle diese Sachen, so ungenügend sie auch vielfach in ihrer Form für uns sind und so sehr sie nur einen historischen Werth haben, mögen bei ihrem Erscheinen manchem Unerfahrenen wesentliche Dienste

geleistet haben. Zur Herausgabe eines eigentlichen Wörterbuches hatte sich noch niemand herbeigelassen, denn das kleine „Wörterbüchlein wie etgleiche gebräuchliche Sachen auf Teutsch, Schwedisch, Polnisch und Lettisch zu benennen seynd, 1705,“ war nichts weniger als ein Wörterbuch. Zudem waren die Pastoren meist Ausländer, wie z. B. Adolphi ein Schlesier. Diese waren für die Erlernung des Lettischen auf die Uebung im mündlichen Verkehr angewiesen. Durch den zufälligen Gebrauch eines Wortes entstanden häufig die sonderbarsten Mißverständnisse. Denn der Lette, sagt Lange, wechselt in den verschiedenen Gegenden die Bedeutung der Worte, und wenn auch die ursprüngliche Grundidee eines Wortes erhalten bleibt, so erscheint sie doch für den Fremden so unbestimmt und allgemein, daß er bei der Anwendung völlig rathlos zu den unsinnigsten Zusammenstellungen verleitet wird. Daher denn auch in den lettischen Uebersetzungen der geistlichen Lieder, Katechismen, so viel sprachliche Fehlgriffe und Germanismen, die dem Letten vollständig unverständlich, ja lächerlich erscheinen und oft das Gegentheil von dem ausdrücken, was man sagen will. So z. B. bei der Redensart „ein Handwerk (be)treiben.“ Man hört von einem Letten, der sein Vieh in den Stall treiben will, daß er das Wort dsicht für „treiben“ braucht, und flugs wird übersetzt „ein Handwerk treiben“ — ammatu dsicht!

Lange ließ es sich daher angelegen sein, die Analyse bei der täglichen praktischen Uebung anzuwenden, das Dunkle und Doppelsinnige zu enthüllen, indem er auf die primitiven Wurzelwörter zurückging und die abgeleitete metaphorische Anwendung eines Wortes von dem eigentlichen ursprünglichen Sinn sorgfältig trennte. „Eine Herkulesarbeit,“ die ihn jahrelang beschäftigte, weshalb

er, wie er sagt, erst 1750 wiederum der Fortsetzung seines vernachlässigten Tagebuchs sich zuwenden konnte.

Inzwischen war sein junger Schwager Mazzius, nach Vollendung seiner Studien auf den Universitäten in die Heimath zurückgekehrt. In Jena hatte er unter dem Präsidium des berühmten Kirchenhistorikers Wolf, nach Sitte damaliger Zeit, der sich auch die Livländer nicht leicht entzogen, wovon die vielen gedruckten Dissertationen Zeugniß ablegen, pro gradu magistri disputirt, de miraculis Christi typicis, nicht ohne Beifall der Gelehrten. Er nahm seinen vorläufigen Aufenthalt in Smilten. Die Unterhaltungen mit dem aus der Esse der academischen Erudition Heimgekehrten gab vielfach Veranlassung, sich aufs Neue über den gegenwärtigen Stand der theologischen Wissenschaften zu orientiren. Hatte doch der junge Studiosus in Halle mit dem berühmten Baumgarten und in Jena mit Wolf als Amanuensis und Hausgenosse verkehrt und war zu allen Auskünften bereit. Bald jedoch kam es zu der betäubenden Entdeckung, daß der junge Magister, der sich nur auf den Wunsch des Vaters der Theologie zugewandt hatte, für die Uebernahme eines kirchlichen Amtes keinen Beruf fühlte, wozu noch eine Schwäche seiner Brustorgane kam, in Folge welcher ihn ein frühzeitiger Tod ereilte.

Der Smiltensche Pastor entnahm aus den Mittheilungen des Angereisten, daß in den letzten Jahren, seitdem er Deutschland verlassen hatte, die Methode des theologischen Denkens auf den Universitäten eine nicht unwesentliche Umwandlung erfahren hatte. Alles philosophirte jetzt „berlinisch.“ Der königliche „Weise in Sans-Souci“ war bei Vielen mit seinem Beispiel maßgebend geworden. Auf 7 Quartseiten verbreitet sich das Tagebuch über dieses Thema, woraus wir nur Einiges zur Probe anführen.

Wohl, heißt es hier, hatten Reinbeck und Baumgarten auf den Kathedern die demonstrative Methode eingeführt, in löblicher Absicht, die Heilswahrheiten des Christenthums nicht zu erschüttern, vielmehr zu befestigen und zu begründen. Aber was geschah? Gar bald artete die demonstratio häufig in leere Logomachie aus. Darauf kommt die Rede auf das „wechselnde Gewand“, in welches das theologische und religiöse Erbtheil aus der Väter Zeit sich kleidete. Die ersten patres ecclesiae schöpften ihre Glaubensbekenntnisse aus der mündlichen Ueberlieferung und dem Schriftenthum der Apostel und ihrer Schüler. Daher die Form ihrer Darstellung mehr den Charakter einer unbestimmten Rede hatte. Doch bald verlangte zur Bertheidigung der Orthodogie die Bekämpfung der Gegner die Waffenrüstung, welche die Arsenale der Grammatik und profanen philosophischen Schulsprache darboten. Daher die termini technici, die in Ueberfülle zur Anwendung kamen. Je größer die Zahl der Häretiker und Sektirer wurde, um desto dringender das Bedürfniß, die subsidiarische Hilfsmittel der syllogistischen Logik und ontologischen Metaphysik nicht zu verschmähen. Thesen und Antithesen hüben und drüben, spitzig formulirt, so ging es weiter in der theologischen Scholastik. Wir wissen, wie energisch die Reformatoren Protest einlegten gegen diese Dunstgewebe, in denen sich die mittelalterlichen Anschauungen präsentabel zu machen suchten. Nun kamen aber die heiß entbrannten inneren Kämpfe im eigenen Lager auf den Kathedern der feindlich sich einander bestreitenden Universitäten. Der mußte blind sein, wer nicht die feindlich auf einander stoßenden Gegensätze wahrgenommen hätte, die oft durch die Leidenschaften der Menschen einen tragischen Ausgang fanden. So machte sich denn in Wittenberg „die ortho-doxe Akribie“, in Helmstädt die mollities et elegantia

Mosheimii, in Halle die Betonung strenger Lebenszucht geltend. Zu einer friedlichen Ausöhnung der verschiedenen Lehrmethoden war auf lange Zeit wenig Aussicht. Inzwischen hatte das Haus der Albertiner in Sachsen seine Mission schmachvoll von sich geworfen, und es blieb den Hohenzollern im Kurfürstenthum Brandenburg nunmehr das Protectorat über den gefährdeten Protestantismus. Dem unseligen Streit der Theologen, der verhängnißvoll schädigend die innere Neubildung der ohnehin von außen hart angefochtenen evangelischen Kirche bedrohte, sollte Einhalt geschehen. Mit der Stiftung der Universität Halle hoffte man dieser Aufgabe zu genügen. Dabei galt es, einem neuen Feinde, der „Freigeisterei“, die sich den Grundwahrheiten der christlichen Offenbarung entgegenstellte, die Spitze zu bieten. Große Geister, unsterblichen Verdienstes, hatten die Ordnungen des Weltalls im Himmel und auf Erden mittelst mathematischen Calcüls entdeckt. Gleicherweise hoffte man nun durch methodische Demonstration die höchsten Probleme der Religion, Ethik, Metaphysik gegen alle Zweifel und Einreden sicher zu stellen. Lange hatte Gelegenheit, an Candidaten, die aus Deutschland hierher kamen, die Früchte dieser neuen Weisheit kennen zu lernen. Viel des Lobes ward vernommen, das man der mathematischen Beweisführung spendete. Auch des großen Mosheim's Beredsamkeit und Gelehrsamkeit fand gebührende Anerkennung. Aber für die eigene sittliche Haltung, wie für eine erfolgreiche Amtsführung unter einem unwissenden heilsbedürftigen Volk, das der elementarsten Begriffe ermangelte, schien aus solchen Studien wenig gewonnen zu sein. So brachte ein Studiosus, der in der Nachbarschaft auf einem Edelhof Hauslehrer war, ihm einst einen nach mathematischem Calcül verfaßten Tractat de infinitate poenarum infernalium, der ihm

als unwiderleglicher Beweis des aufgestellten Satzes galt. Da hatte Lange an der Mathematik genug.

Als eine für die damalige Zeit charakteristische Bemerkung mag aus dem Diarium Folgendes angeführt werden. Lange hatte seine sämtlichen vier aus der zweiten Ehe geborene Söhne frühzeitig durch den Tod verloren. Wie schwer ist es doch, schreibt er, in diesem Lande Söhne zu erziehen. Wenn auch der Vater vorläufig den ersten Unterricht selbst besorgt, so ist die weite Entfernung der Academieen, mit der mancherlei Gefahren verbunden sind, ein großes Hinderniß für die weitere Ausbildung, bei der auch das Herz nicht zu kurz kommen darf. Und dann, fügt er hinzu, kommt noch ein Umstand, der die Sache um so schwieriger macht. Das sei, urtheilt er, ein gewisser Nationalfehler (*vitium nationale*) der im hiesigen Lande den Einheimischen anhafte: nämlich eine der livländischen Jugend eigenthümliche Unlust für wissenschaftliche Studien. Selbst wo solche betrieben würden, geschehe es nur *invita Minerva*. Fast alle Livländer aber zeigten eine große Geneigtheit zum Landbau oder zum Militairdienst. Lange kann sich dieses physische und moralische Problem nicht lösen, findet aber in der Thatsache, daß alle seine Söhne jung dahinstarben, einen großen Trost, weil die göttliche Vorsehung sie auf diese Weise frühzeitig in die „himmlische Academie“ promovirt habe.

Neben den Pflichten seines Amtes ließ er sich das Studium der lettischen Sprache unausgesetzt angelegen sein. Zu dem Behuf setzte er seine lettischen *Collectaneen* fort, aus denen er allmählich ein *Lexikon* zusammenzustellen hoffte. Auch beschäftigte er sich mit den *Historiographen* dieses Landes, wobei ihm freilich schriftliche *Chroniken* und *Urkunden* früherer Jahrhunderte unzugänglich blieben. Ihn interessirte der Ursprung und die Abstammung der

Letten, so wie der früheren Bewohner des Landes. Die Analyse ihrer Sprache findet er sehr schwer zurechtzustellen; die einzelnen Wörter, die irgend eine Anspielung auf die Sitten und Gewohnheiten der Altvordern zu haben scheinen, seien nach ihrem primitiven Sinn nicht zu enträthseln; an Denkmälern und schriftlich überlieferten Nachrichten fehle es ohnehin. Es wäre vergeblich, ergründen zu wollen, ob die Letten als Autochthonen oder Eingewanderte zu bezeichnen seien. Die Hypothese ihrer Verwandtschaft mit den slavischen Stämmen sei wahrscheinlich, während andere Schriftsteller, wie ein Engländer in seinem Buch *Account of Livonia*, London 1701, höchst willkürlich aus dem Gleichlaut mancher lettischer Wörter mit dem Altbritischen Behauptungen aufstellten, die ebensogut für die Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, Griechischen, ja sogar Französischen geltend gemacht werden könnten. Was solle man vollends mit den vielen deutschen Benennungen machen, die allmählig im lettischen Sprachsaß Eingang gefunden haben? Es war übrigens nicht sowohl philologische oder culturhistorische Wißbegierde, die ihn zur gründlichen Erlernung der lettischen Sprache führte, als vielmehr die praktische Rücksicht auf dieses seiner geistigen Pflege zugewiesenen Völkchen und das aufrichtige Verlangen, demselben die göttliche Heilswahrheit verständlich und eindringlich an's Herz zu legen in Predigt, Katechisation und Seelsorge.

Zu diesem Behufe arbeitete er einen lettischen Katechismus aus, der erst 1772 im Druck erschien. Er bediente sich des Manuscripts als Leitfaden beim Unterricht der Jugend. Der alte sogenannte Fischer'sche Katechismus (der in vielen Auflagen bis in die 30er Jahre dieses Jahrhunderts besonders bei den herrnhutisch gesinnten Gemeinden, wie z. B. in Oppelau, in Brauch war und seiner schweren Sprache wegen grubtais zerreffis d. h.

schwerer Kopferbrecher hieß) genügte ihm nicht, weil dunkel und unbeholfen im Ausdruck, der Fassungskraft des Volks wenig entsprechend. (Das hielt aber meine Leute in Dp-pesaln noch 1836 nicht ab, ihre Kinder die Sätze freiwillig auswendig lernen zu lassen.) „Catechismus Fischeri, cujus prolixitatem et obscuritatem in stylo captui Lettonum semper judicavi inconvenientem.“ Was die althergebrachten, tief eingewurzelten religiösen Vorstellungen beim Volk betraf, die schwer auszurotten und mit christlichen zu vertauschen waren, so blieb in Folge derselben die biblische Lehre von der Unsterblichkeit ihnen vollständig unfaßlich und unzugänglich. Der Lette, sagt Lange, setzt dem Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit der Seele eine „brutale und heroische“ Indifferenz entgegen. Wenn man ihn fragt, was er vom Leben und Sterben halte, so antwortet er: *schê grubta deena, schê dsennams kullams, tur smiltis labba gulta* — hier ist schwere Zeit, hier wird man beständig mit Schlägen zur Arbeit getrieben; dort im Grabe ist süße Ruhe und Schlaf! Der Lette sah den Höhepunkt wahren Lebensgenusses im Schlafen hinter dem warmen Ofen im Schafspelz. Dieselbe Unerfrohenheit und Hartnäckigkeit, die sie den christlichen Lehren von den zukünftigen Dingen, als ihnen unverständlich, entgegenstellten, bewiesen sie auch bei den Glaubensartikeln *de justitia Dei, de Evangelii lege*, welche einen Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit um des Gewissens willen fordern. Das Joch, unter welchem sie seufzten, konnten sie mit der Gerechtigkeit Gottes nicht in Einklang bringen und von kindlichem Gehorsam hatten sie keine Ahnung. Ihren gezwungenen Knechtschaftsdienst konnten sie mit der geforderten freiwilligen Unterwürfigkeit aus kindlich dankbarer Liebe nicht vereinigen. Da gab es für die Lehrer, welche sie aus

der Finsterniß zum Licht führen sollten, viel zu thun. Da muß aber vorsichtig verfahren werden, fügt Lange hinzu, ne statui publico officiamus!

Dagegen blieb die angestammte Neigung des Volkes zum Gesang höchst beachtungswerth. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen pflegen mit Gesang begleitet zu werden: der Schäfer singt Eclogen, die Hochzeitsleute singen Epithalamien, die Spinnerinnen ihren Rundgesang, ja sogar der Müller dreht seinen Mahlstein mit Gesang. Im Liede drücken sie alle Gefühle der Freude und des Schmerzes aus. So schien es denn, daß diesem Völkchen auch die christliche Heilswahrheit am eindringlichsten zugänglich werde durch entsprechende Lieder und Hymnen. (So ist denn noch heute dem Letten das kirchliche Gesangbuch sein Grundbekenntnißbuch, nach welchem er die Bibel versteht und erklärt.) Nun hatte man allerdings eine ziemliche Anzahl deutscher Lieder im Lettischen edirt, aber es fehlten noch viele, die von der Schöpfung, Versöhnung, Erlösung, von der Gnade, welche die Heiligung und den Gehorsam der Liebe wirkt, handelten. Ueber diese wichtigen Materien herrschte *altum silentium*. Lange ging also an's Werk, Uebersetzungen deutscher Lieder ins Lettische anzufertigen, die viel Nachfrage fanden und in Abschriften weit verbreitet wurden.

Auch über die Bedeutung der gottesdienstlichen Ceremonien, Feierlichkeiten im Ritus der Liturgie, der Sacramente u., die Lange zu den *adiaphoris* zählte, herrschte beim Volk eine große Unkenntniß. Was Wunder, daß die Zinzendorf'schen Emissäre, unter dem Vorgeben gewisser mystischer, geheimnißvoller Eingebungen, für welche der Aberglaube so geneigt ist, ihre besonderen Einrichtungen und Ordnungen nicht ohne Erfolg zu empfehlen such-

ten. Daher hielt er es für zweckdienlich im folgenden Jahre (1756) katechetische Vorträge in der Kirche zu halten, in denen er alle Stücke des Cultus genau erklärte. So erläuterte er auch die Bedeutung des Altars. Der Aberglaube an Zaubermittel war noch immer stark verbreitet. Namentlich die Weiber pflegten an Marientagen allerlei Opfer und Gaben auf den Altar zu legen, um auf diese Weise Gedeihen für ihre Kühe und Kälber zu erzielen. Er hatte die erfreuliche Genugthuung, daß viele aus dem Wolmarischen, Ronneburgischen und andern benachbarten Kirchspielen zu diesen populären Belehrungen an den anberaumten Sonntagsnachmittagen in der Smiltenschen Kirche sich einfanden und in Folge dessen dem Besuch der herrnhutischen Bethäuser entsagten.

Alle übrige Zeit seiner Mußestunden verwandte er auf die Zusammenstellung des Materials zu einem lettischen Lexikon, mit welchem er im Jahr 1757 zu einem gewissen Abschluß kam, obgleich er sich des Ungenügenden seiner Arbeit stets bewußt blieb. Er erfreute sich der Zustimmung aller, die davon Einsicht genommen. Eine nicht geringe Schwierigkeit in der Entdeckung der eigentlichen Bedeutung einzelner Wörter lag in dem verschiedenen Gebrauch derselben hier und dort. Hatte z. B. ein Wort in einer Gegend einen hochernsten, tragisch-melancholischen Sinn, so war es in einer andern nur zulässig im leichten, ja ironischen Sprachgebrauch. Daß daraus häufig üble Mißverständnisse für den Ungeübten entstanden, war begreiflich. Dazu kam, daß man die Eigenthümlichkeit der lettischen Satzbildung nach der Schablone der deutschen Grammatik quälte und die vielen Germanismen, in denen man in der Noth eine Aushilfe suchte, die Verwirrung vermehrten. Die Norm für den reinsten Ausdruck des Lettischen glaubte er in dem

Sprachgebrauch, der im Wolmarschen und Wendenschen üblich war, gefunden zu haben.

Nun sollte es an den Druck des Werkes gehen. Neue Schwierigkeiten! Im Lande den Druck zu besorgen fehlte es an jeder passenden und bequemen Gelegenheit. Die Verbindung zwischen Stadt und Land war langsam und beschwerlich. Auch der Kostenpunkt schien unüberwindlich. Doch Lange's Eifer erkaltete nicht. Auf Königsberg richtete er sein Augenmerk. Hatte doch die dortige Hartung'sche Typographie im Jahre 1739 den Druck der lettischen Bibel auf's beste besorgt. Verhandlungen wurden angeknüpft. Auch ein Corrector ward gefunden, indem ein Propst im benachbarten Memel diese Arbeit freundlichst zu übernehmen willens war. Kurz, vor Jahreseschluß kam es zur Absendung des Manuscripts nach Königsberg, „von dem ich Abschied nahm, sagt L., wie Ovid von seinen Klageliedern!“ Trübe Vorgefühle beunruhigten ihn. Im Jahre 1758 kam es zum Krieg zwischen Preußen und Rußland. Aller Verkehr stockte. Der Buchhandel sistirte. Das Manuscript verblieb „wie im Exil“. Vergebens reclamirte er sorgenvoll sein theures Manuscript. Endlich gelang die Rücksendung auf gefährlichen Wegen. Der Verfasser hatte es wieder in Händen, aber in welchem Zustande? „Zerrissen, castrirt und maculirt!“ Das war das Schicksal seines Manuscripts.

Inzwischen hielt sich der Krieg von Livlands Grenzen ziemlich fern. Doch blieb die „in Frieden sich bauende“ Kirche nicht von manchen Störungen anderer Art verschont. „Man erlebt in Livland immer wieder etwas Neues und Ueberraschendes,“ bemerkt Lange. Das traf auch damals ein. Er glaubt hier eine gewisse Neigung bei den gebildeten und höheren Ständen für das „Ausländische“ wahrzunehmen, nicht allein in den äußeren

Sitten und Lebensformen, Mode der Kleidung 2c. sondern auch, wo es gilt, Anschauungen und Vorstellungen, die das Gebiet der religiösen und kirchlichen Denkart betreffen, mit Begierde zu ergreifen und sie auf hiesigen Boden zu verpflanzen. Namentlich fand, bei der aufkommenen Mode, von einer Reise nach Paris französisch Parlieren als den Beweis höherer Bildung heimzubringen, die französische Literatur, die zur Verbesserung der Moralität in ihren viel gelesenen Produkten nicht eben beitrug, großen Eingang. Lange findet nicht Worte genug, um das Gefährliche und Verführerische namentlich der Schriften des Monsieur de Voltaire für seine verblendeten Büdänder zu schildern. So erzählt er, kam einst ein nicht ungebildeter wohlgefunnter Freund, mit der Bitte, ihm seine durch die Lectüre entstandenen Zweifel zu lösen. Lange sah sich also genöthigt selbst einen Einblick in die von aller Welt gefeierten Schriften zu thun. Wir übergehen hier die scharfe Censur, die er über den Mr. d'Arouet in tiefer Entrüstung abgiebt, um die frivolen Absurditäten des leichtfertigen Franzosen an's Licht zu stellen. Auf 7 Quartseiten verbreitet er sich ausführlich über diesen Gegenstand und faßt schließlich das Resultat seiner vernichtenden Kritik in den Satz zusammen: *In summa: in arte syllogistica et demonstratione metaphysica Mr. V. inferiorem vix habebat alium.*

Daß Lange übrigens „Neuerungen“ in kirchlichen Dingen keineswegs abgeneigt war, wenn sie wirklich Verbesserungen betrafen, beweist die Einrichtung, die er damals in seiner Smiltenschen Kirche als eine „Neuerung“ ausführte. Beim Beginn der Fastenzeit vor Ostern 1759 entschloß er sich, mit Zustimmung der „Senioren“ seiner Gemeinde, in den 7 Wochen an jedem Freitag einen Passionsgottesdienst zu halten, und erlebte im folgenden Jahre

als Propst die Genugthuung, daß man in sämmtlichen Kirchen seiner Diöcese seinem Beispiel folgte.

In der Aufbesserung des Schulwesens, das ihm stets am Herzen lag, scheint er sich einstweilen mit Wenigem begnügt zu haben. So brachte er in Smilten außer der Parochialschule vier kleine „Privatschulen“ zu stande, vorläufig, wie er sagt, nunquam male nunquam bene, quibus miser Lettus successive e sordibus tam intellectus quam voluntatis protraheretur. Bei dieser Gelegenheit nimmt er Veranlassung, den erfreulichen Fortschritt des armen Lettenvolkes zum Besseren, den er in den letzten zwanzig Jahren aus eigener Erfahrung wahrgenommen hatte, hervorzuheben. Er vergleicht die ersten Eindrücke bei seiner Ankunft in Livland mit der gegenwärtigen Lage (im J. 1759). Status coetuum Letticorum meliorescit! Nunmehr sei ein großer Unterschied in vita morali et civili bei Bauer und Adel bemerkbar. Er spricht sich darüber ziemlich eingehend aus, ebenso aufrichtig als unbefangen und vorurtheilsfrei. In den dreißiger Jahren waren die Folgen der Verheerungen, welche diesen Kriegsschauplatz in Stadt und Land arg heimgesucht hatten, noch lange nicht verwischt, überall noch Ruinen, Brandstätten und Verwüstung. Keiner hielt sich sicher im Besitz des Wenigen, was er an Hab und Gut gerettet hatte. Besonders war den Letten das Gefühl der Furcht vor wiederkehrender Drangsal auf sein kummervolles Antlitz tief eingeprägt. Träge und schleichend war sein Gang. Jede Spur von Fröhlichkeit fehlte. Die Kinder auf dem Felde, sobald sie des schwarz gekleideten Mannes, des Pastors, ansichtig wurden, ergriffen voll Schreck eiligst die Flucht, wie Schafe vor dem Wolf oder Küchel vor dem Habicht. Die Eltern, wie aus egyptischer Finsterniß erwacht, waren so schein, daß man auf

eine Frage kaum eine Antwort erhalten konnte. Die Beschreibung in der alten Chronik: „Ich bin ein livländischer Bauer“ u., für unglaublich gehalten, bestätigte sich ihm durch den Augenschein als traurige Wahrheit. Das war der erste Eindruck vor zwanzig Jahren. „Deum testor! ruft er aus: wie ganz anders sieht es jetzt aus! Die scheue Zurückhaltung des Letten ist geschwunden. Selbst die Kinder kommen ihrem Lehrer vertrauensvoll entgegen und freuen sich seines aufmunternden Wortes und Blickes.“ Allerdings fehle es noch hie und da, allein getrost dürfe man einer besseren Zukunft entgegensehen. Der müsse blind sein, sagt er, der die steigende Cultur der Letten ableugnen wollte.

Auch die Aufbesserung der ökonomischen und culturellen Zustände Livlands in den höheren Ständen entgeht seiner Aufmerksamkeit nicht. Die beständigen Kriegsunruhen hatten eine vollständige Vernachlässigung der Aecker und Wohnungen zur Folge gehabt. Die Städte breiten sich allmählig wieder aus. Manche waren ganz niedergebrannt und völlig vom Erdboden verschwunden. Ein neu heranwachsendes Geschlecht schöpfte neue Hoffnung von der neuen Friedensära. Die gesunkene Landwirthschaft fing an neue Kraft zu gewinnen. Die wiedererlangte Sicherheit des Güterbesizes war eine Ermuthigung auch für Viele von auswärts, bis dahin wüste gelegene Landstrecken billig zu kaufen. Damit stieg auch der Preis der Güter. Eine gewisse Verfeinerung der Sitten und des Geschmacks trat ein. Die alten „Heldenleistungen“ in Faulheit und Trunksucht wurden verächtlich. Die übergroße Lust an Jagd und Kriegsdienst wich sanfteren Neigungen.

Ein Paar Bemerkungen über die Stellung des Clerus wollen wir nicht übergehen, weil sie charakteristisch für

die Zeit und den Beobachter sind. Einst sei der geistliche Stand in Livland geehrter gewesen. Beispielsweise sei im alten Livland den Geistlichen bei Gastmählern mit Edelleuten durch Ehrensitze ein besonderer Respect erwiesen. Dabei habe aber eine große Gefahr gelegen. Es sei nämlich Taktik der Welt, den Clerus durch Geschenke oder Ehrenbezeugungen für sich zu gewinnen, damit derselbe nicht sehe, was er sieht, und gegenüber den Lastern der Welt sein Auge zudrücke. O quanta est opus vigilantia ne decipiamur!

Das heutige Livland, so urtheilt Lange über seine Zeit, unterscheidet sich in vielen Stücken vortheilhaft von dem alten. Die Sitten sind sanfter und milder; die wilden Ausschreitungen roher Lustbarkeiten wird kein gebildeter Edelmann, keine anständige Familie billigen oder dulden. Wissenschaft und Literatur genießen Anerkennung und Pflege. Auch das weibliche Geschlecht nimmt Theil an den edleren und feineren Beschäftigungen des Geistes. Das alles sei ein sichtbares Zeichen eines höheren Culturgrades, dessen sich Livland nunmehr erfreue. Er wirft sich die Frage auf, ob diese glückliche Veränderung eine Folge der Gnade Gottes und der Erleuchtung durch den heiligen Geist sei, und antwortet: minime, keineswegs! Auch der natürliche Mensch kann sich durch Beweggründe der honnetten Anständigkeit zu einer gewissen Moralität veranlaßt fühlen. Zwar gebe es Beispiele, wenn auch nur seltene, selbst von Vornehmen und Mächtigen, die durch die züchtigende Gnade dazu gebracht wurden, ihrer Gottlosigkeit abzulegen. Er wolle aber nur das sagen, daß diese moralische Metamorphose in den gegenwärtigen Zeiten gewöhnlich ihre natürlichen und menschlichen Gründe habe. Er verachte deshalb keineswegs solche Aufbesserung, im Gegentheil, „freuen wir uns, beglückwünschen wir unser

Livland und uns selbst, daß wir Zeuge geworden dieses Aufschwunges, der sich so unterscheidet von der Rohheit der Vorfahren, und bitten wir Gott, daß er um so schneller folgen lasse die heilsame Erleuchtung der wahrhaft zu neuem Leben wiedergeborenen Seelen!“

L. schüttet in seinem Tagebuche sein Herz aus über den Verfall des Ansehens der Geistlichen in Livland: *cleri reputatio in Livonia labascens!* Er macht die Bemerkung, daß die alten Ritter Livlands, obzwar geneigt zum Trunke und zu soldatischer Rohheit, doch gegen die Doctoren und Pastoren eine besondere Ergebenheit bezeugt hätten. Das sei heutzutage anders. Die heutigen Söhne der alten Helden haben der früheren Rohheit entsagt, ihre Sinnesart und Lebensweise ist eine feinere, aber den Stand der Geistlichen dulden sie kaum noch, ja betrachten ihn wohl gar als der gemeinsamen Wohlfahrt schädlich. Die Frage also ist: Was ist die Ursache davon? Wer ist anzuklagen? Wem ist die Schuld beizumessen? Zuzugeben sei, daß auch Geistliche fehlen. So solle man sie tadeln und bestrafen. Aber sei deshalb der ganze Stand als solcher verwerflich? In dem Falle wären die unschuldigen und rechtschaffenen Cleriker die unglücklichsten und beklagenswerthesten, und ihre Würde bestände darin, ihr Kreuz zu tragen, zu dulden und zu schweigen. Also sei zu schließen: 1) *a particulari ad universale non valet consequentia*, und 2) wegen der etwaigen Vergehen des einen oder andern Geistlichen ist nicht der ganze Stand anzuklagen.

Die Hauptursache des gesunkenen Ansehens der Cleriker, urtheilt nun L., läge in anderen Dingen als in dem, was man etwa einzelnen Mitgliedern des Standes vorwerfen könne. Erstens bestätige sich hier der Grundsatz: *veritas parit contemptum*. Das Evangelium, dessen

Verkündiger die Pastoren sind, begnüge sich nicht mit der Forderung einer äußeren Wohlstandigkeit, sondern bringe auf eine gründliche Erneuerung des inneren Menschen. Die heilsamen Lehren von Buße und Gnade stoßen auf Widerwillen bei unseren überfeinerten Zeitgenossen und die Abneigung gegen das Evangelium überträgt sich auf die Person der Verkündiger, so sorgsam man' auch sich angelegen sein lasse, sanft und schonend die Schäden der Zeit zu rügen. Ein zweiter Umstand, der die Stellung der Cleriker nunmehr wesentlich alterirte und verschob, lag in der Entziehung gewisser „Gerechtfame“, die seit König Sigismund August (1567) von allen schwedischen Regenten bestätigt und erneuert wurden. *Stolae jura, immunitates, beneficia, privilegia cleri in Livonia, per pacta et acta publica tam sunt fundata et definita, ut correlativam cum jure nobilium exserant auctoritatem, i. e. tollitur unum, tolletur et alterum.* Diese Stellung der Kirche und ihrer Träger wurde aber in der Folgezeit als nicht mehr vorhanden betrachtet. *Pudet nobilem agnoscere normam quandam, statuta ecclesiastica sunt plebejis data, eques Livonus superior est omni disciplina ecclesiastica. Clerus jure suo innixus aut est idiota, aut fanaticus, aut refractarius. Nullum ecclesiae Livonicae privilegium patet, nisi commoda ficulnea ex lubitu et generositatae ordinis praevaletis ei relicta. „Vestra (cleri) statuta, hieß es jetzt, sunt obsoleta, ceremoniae inveteratae et abrogatae etc.“* L. schließt diese 16 Quartseiten umfassende Betrachtung mit den Worten: „Kein glückliches Geschick prophezeihe ich Livland als Folge dieser Verachtung der Geistlichkeit und ihrer Rechte. *Dixi aut potius scripsi.* Die Nachkommen werden die Folgen verspüren!“

Nunmehr (1760) wendet Lange seine Aufmerksamkeit einem andern Gegenstande zu, der um so mehr seine Gedanken in Anspruch nahm, als derselbe mit einer treuen Erfüllung seiner pastoralen Amtspflichten im nächsten Zusammenhang zu stehen schien. „Seid bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in Euch ist.“ Dieser apostolische Grundsatz begleitete ihn zu allen Zeiten bei seinen Aufgaben, die er sich zu stellen als Pflicht erachtete. So war es ihm ein Bedürfnis, sich am Hergebrachten und autoritativ Zugewiesenen mechanisch nicht zu begnügen. Vielmehr ließ er es sich angelegen sein, was das von den Vätern Ueberlieferte betrifft, auch in den Ordnungen der Kirche, wie diese historisch zu Recht bestanden, nach den Ursachen ihrer Entstehung zu forschen, sowie ihre Berechtigung vor den Normen eines christlichen Gewissens zu prüfen, um so die Mittel aufzusuchen, das etwa Mangelhafte, so weit seine Stellung es erlaubte, zu ergänzen und das Fehlerhafte zu verbessern. Es waren die Principien der Liturgik und die praktische Verwerthung derselben in allen gottesdienstlichen, die Erbauung der Gemeinde zum Zweck habenden kirchlichen Einrichtungen, die er sich zurechtzustellen zur Aufgabe setzte. Seit der Reformation, der sich bekanntlich die Kirche in Livland alsbald zugewandt hatte, waren für die sogenannten agendarischen Formeln im Ritus die zuerst in Sachsen und Brandenburg üblich gewordenen zum Muster genommen worden, wenn auch mit manchen local erforderlichen Abweichungen und Abänderungen. Nun steht es gewiß nicht in jedes Einzelnen Macht und Befugniß, wenn nicht jedes „Pfäfflein“ ein „Päpftlein“ sein soll, auf Grund seines subjectiven Gewissens oder seiner Selbstherrlichkeit in solchen das allgemein kirchliche Gemeindeleben betreffenden Dingen willkürlich und eigen-

mächtig Aenderungen vorzunehmen. Denn auch die rituellen Institutionen und Ordnungen der einzelnen gesonderten Kirchengemeinschaften haben zur Grundbasis und Voraussetzung ihres Verhaltens das allgemeine kirchliche Bewußtsein, wie dieses sich von jeher geltend gemacht hat, wobei denn nach Umständen und Bedürfnissen der Zeit und des Ortes Eigenthümlichkeiten statthaft wurden, ohne dadurch einem eigenmächtigen und leichtsinnigen Neuerungsgehalte Vor Schub zu leisten. Demgemäß gestalteten sich gewisse äußere feststehende Formen der gottesdienstlichen Gebräuche in der Christenheit, die aber Veranlassung gaben zu den hartnäckigsten und weittragendsten Streitigkeiten über Lehre und Cultus, indem die Frage nach der besten, d. h. einzig statthaften und allgemein nothwendigen liturgischen Vorschrift zum „Apfel der Eris“ wurde, und der Spruch Augustins in omnibus caritas keineswegs zur Geltung kam. Nun hat aber unser Herr Jesus Christus, der Stifter des neuen Bundes, die Seinen zur innern Anbetung (Joh. 4, 24) berufen und die Gestaltung der äußeren der späteren Salbung des heiligen Geistes zugewiesen. Eine völlige Einheit in allen äußeren liturgischen Ordnungen ist der Katholicität des kirchlichen Bewußtseins factisch bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen. Die Einmüthigkeit des Geistes in der Christenheit hat sich, bei der ununterbrochenen Verschiedenheit der äußeren Cultusformen, die noch im Zunehmen begriffen zu sein scheint (heute 1884!), nicht zu bewähren vermocht, so daß die Intensivität ihrer Gotteskraft nur in den Einzelnen zur Erscheinung kommt, während die Waffenrüstung der compacten Gruppen hüben und drüben einen allgemeinen Friedenszustand in [dem Gottesreich, wo „Eine Heerde und Ein Hirte“ sein soll, zu den Träumen sonderbarer Schwärmer stellte. Die „Freiheit der Kinder

Gottes“ widerstrebt in Betreff dieser äußeren Cultusformen jedem zwingenden Machtgebot menschlicher Autorität, wie denn die Klugheit der Päpste allzeit ein Temporisiren und Maßhalten bei ungünstiger Zeit stets einzuhalten verstanden hat. Die Protestanten haben, wie Lange aus seiner Zeit erzählt, das Territorialsystem als maßgebend eingeführt, über dessen Werth oder Unwerth er Kritik zu üben unterlasse. Er bemerkt nur, daß die lutherische Kirche Livlands unter der Krone Schweden vom König Carl XI. 1686 das für das ganze Königreich Schweden geltende „Kirchengesetz“ erhielt, das freilich zu Lange's Zeiten wenigstens noch theilweise beobachtet wurde, aber schließlich schon lange vor seiner Abschaffung allhier, 1832, dem kirchlichen Bewußtsein der Prediger und Gemeinden vollständig entfremdet war.

Ziehen wir in Betracht, schreibt Lange in seinem Tagebuche aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, worin die in Livland seitdem geltenden kirchlichen äußeren Einrichtungen mit den in anderen protestantischen Ländern übereinstimmen oder sich unterscheiden, so dürfte nach seiner Beobachtung Folgendes anzuführen sein, wobei es uns, die wir 150 Jahre später leben, unbenommen bleibt, nachzudenken, wie weit wir in diesen anderthalb Jahrhunderten fortgeschritten sind.

1. Die katechetischen Unterweisungen und Prüfungen. Die livländische Kirche hat nämlich, was diesen Punkt anbelangt, eine Methode befolgt, die der lokalen Eigenart dieses von unseren „Nationalen“ bewohnten Landes vollkommen entspricht, wie sich das bei Gelegenheit der jährlich wiederkehrenden „Hausbesuche“ (Baugastfahrten) des Pastors im Frühling und Herbst in seinem Kirchspiel und bei der Prüfung der verlobten Brautleute erweise. Die Lebensweise der Letten in den zerstreut

liegenden oft weit entlegenen Bauerhöfen erschwerte nicht wenig die Gemeinschaft mit ihrem Seelsorger, indem dadurch besonders die Alten, Schwachen und Kinder an dem regelmäßigen Besuch der Kirche zur Anhörung des göttlichen Wortes verhindert wurden und überhaupt weniger Gelegenheit zur Erforschung des Seelenzustandes der Pflegbefohlenen geboten war. Bei diesen Hausbesuchen werden die Kinder über die erlernten Gebote und Glaubensartikel abgefragt; den Müttern aber, denen hauptsächlich die häusliche Belehrung im Lesen und Einprägen der Glaubensartikel anvertraut ist, werden ihre Obliegenheiten auf's Neue an's Herz gelegt. Eine Verabsäumung dieser freiwillig geleisteten Obliegenheit zeigte sich nur in den seltensten Fällen, wie der Schreiber dieses selbst aus eigener Erfahrung zum Ruhme der Mütter unseres Lettenvolkes, freilich erst vor circa 50 Jahren, bestätigen muß. Was die Vorbereitung der Brautleute betrifft, so ist auch diese Einrichtung den Bedürfnissen unserer Letten besonders anzupassen, die nach vorbereitender Katechisation zum ersten Genuß des Abendmahls zugelassen, später, in ihrem noch jugendlichen Alter, unter dem Joch der Sklaverei eine lange Reihe von Jahren von Arbeiten und Dienstlasten geplagt, fast alles früher Gelernte zu vergessen pflegten (nota bene geschrieben anno 1761) und daher eine abermalige Katechisation als eine zweckmäßige Vorbereitung beim Eintritt in den Ehestand als eine geistige Wohlthat hinzunehmen hatten. (Der Text heißt: in hoc statu juvenili sub servitutis jugo hisce annis concatenatis obstricti laboribus atque servitiis obliviscuntur fere omnia. Nicht übel gesagt!)

2. Was den sogenannten Beichtstuhl betrifft, so lasse man sich nicht, sagt Lange, durch die bedenkliche papistische Ohrenbeichte irre machen. Die am Sonntag

vor dem Empfang des h. Abendmahls Versammelten werden aufgefordert zu ernster Selbstprüfung auf die bevorstehende Feier und haben da Gelegenheit, in gewissen besonderen Fällen, den persönlichen Rath ihres Beichtvaters einzuholen, womit die Ohrenbeichte nie verwechselt werden darf.

3. Was die übrigen heiligen Handlungen, mit ihren oft weitschweifigen und unverständlichen Formeln, namentlich bei der Taufe betrifft (versteht sich nach der alten damals noch in Geltung stehenden schwedischen Kirchenordnung), so ist Lange mit ihnen keineswegs zufrieden und tadelt den einförmigen Gebrauch derselben (ohne specielle Taufrede), da sie ebenso ermüdend für den Prediger, der oft 12 Kinder und mehr zugleich zu taufen hat, als langweilig für die Zuhörer sind, welche oft nicht in der Lage zu sein scheinen, den hergebrachten Formeln ein williges Ohr zu leihen.

4. Die *Poenitentia publica* (vulgo Kirchenföhne) d. i. die Schemel, den Schandbank in der Kirche anlangend, so giebt es, sagt Lange, in unserer livländischen Praxis nichts Widersinnigeres und Verabscheuungswürdigeres, als dieses Verfahren mit den Gefallenen und Neuen. Wurden doch in den ersten Zeiten der Kirche die Wohlthaten des Sacramentes nach abgelegten freiwilligen Zeugnissen der Reue und Buße gewährt, die keineswegs als Strafe gelten. Was aber geschieht jetzt? fragt Lange. Die Sünder werden zur Reue und Buße als zur Strafe (!) condemnirt. Der Pastor ist der Vollstrecker des Strafurtheils. Buße und Reue, ein Werk der göttlichen Gnade, wird ein Paragraph des weltlichen Criminalcodex, *actus mere judicialis et forensis*! Wenn ein Missethäter nach dem gerichtlichen Urtheilsspruch der Strafe verfällt, so mag er am Schandpfahl gestäubt wer-

den, nicht aber seinen Sitz in der Kirche auf der Sünderbank finden. Vielleicht naht einmal eine Zeit, sagt Lange, wo dieser Fleck unserer kirchlichen Praxis ausgelöscht sein wird, und bemerkt später nachträglich am Rande: hart war dieses Verfahren, bis die Weisheit unserer Catharina II. durch ihre milden Gesetze diese Pönitanzgebräuche gänzlich abgeschafft hat. Indes, fügen wir hinzu, sah sich hundert Jahre später Propst D. Girgensohn = Marienburg veranlaßt auf einer Synode in einem Vortrage (auch gedruckt in den „Mittheilungen“) die wahre Bedeutung des Begriffs „Kirchensühne“, da er in der Agende von 1832 abermals aufgetaucht war, an's Licht zu stellen, wie ihn schon Lange richtig erklärt hatte.

Im Jahre 1761 erinnert sich Lange, daß er nunmehr bereits sein 50. Lebensjahr überschritten habe, worauf er nicht gehofft habe. „Was bin ich, Herr, ruft er aus, daß Du mich bis dahin geführt hast! Du hast meine Wege geebnet und meine Lenden umgürtet mit Hoffnung und gläubiger Zuversicht.“ Er greift zu seinen alten Tagebüchern zurück, ordnet sie und überdenkt seinen bisher zurückgelegten Lebenslauf. Er ist sich noch immer seiner bisherigen Geistesfrische bewußt, klagt aber über mancherlei Leibeschwächen, auch meint er eine gewisse Abnahme seiner Gedächtniskraft wahrzunehmen, indem ihm Bibelsprüche nach Capitel und Vers wie auch nomina propria leicht entfallen und er sich auf sie nicht so rasch besinnen kann. Bei Gelegenheit der bemerkten Schwierigkeit, ex tempore die betreffenden Bibelsprüche zu citiren, kann er es nicht unterlassen, sein Urtheil über das Halten von Predigten und sonstigen öffentlichen Vorträgen auszusprechen. Er pflegte seine Predigten auf Grund des aus dem Text und dem Zeitbedürfniß gewonnenen Themas in die Haupttheile geordnet systematisch zu skizziren und sie

nach diesem allgemeinen, dem Gedächtniß anvertrauten Umriß zu halten. Diese Methode befolgte er lange Zeit, circa 20 Jahre, bis er eine gewisse Abnahme seines Gedächtnisses verspürte, so daß er bedauert, nicht das Beispiel und den Rath eines alten erfahrenen Homileten befolgt zu haben, jede Predigt wörtlich aufzuschreiben. Uebrigens vertraut er seinem Tagebuch unbefangenen das Geständniß an, daß ihm der Beifall seiner Zuhörer stets ein sehr zweifelhaftes und unsicheres Zeugniß für die Preiswürdigkeit einer Rede gewesen sei, doch hoffte er, daß das von ihm gepredigte Wort Gottes nicht ohne Segen für Viele werde geblieben sein. Dabei plagten ihn körperliche Leiden mancherlei Art, namentlich Gicht und Podagra; er findet aber einen Trost darin, daß „der Christ nicht ohne Kreuz darf sein“, ergeht sich in Betrachtungen über die Philosophie der alten Stoiker, die der gläubig-christlichen Weltanschauung nicht ferne stand, erhebt sein Gemüth in schwunghaften Distichen zum Preise des Kreuzes und schließt mit dem Ausruf: Das war der Gewinn, den ich aus meinem Podagra schöpfte: haec podagrici fuerunt resultatata!

Im Herbst desselben Jahres geschah ihm etwas ganz Unerwartetes, das ihn nicht gerade freudig stimmte. Er wurde nämlich vom kaiserlichen Gouvernement durch die Ernennung zum geistlichen Assessor der Kirchenvisitations-Commission des Wendenschen Kreises um so mehr überrascht und gewissermaßen peinlich berührt, als diese Amtspflicht sonst immer dem bezüglichen Propst der Diöcese zufiel. Es fehlte jede Angabe der Gründe für die ungewöhnliche Abweichung von der Regel, wenn sie nicht unausgesprochen in der Nothwendigkeit lagen, diese Würde und Bürde, den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprechend, einem Theologen gemäßigter Richtung anzuvertrauen. Da er sich be-

wußt war, keines Ortes um dieses Amt ambirt oder, wie es wohl auch vorkommt, intrigirt zu haben, so erachtete er Gehorsam gegen den Willen der Obrigkeit für ihn als pflichtmäßig geboten. Nicht lange darauf erfolgte auch im November desselben Jahres die Einladung zur abzuhaltenden Visitation, die aber durch dem inzwischen erfolgten Tod des Präses der Commission unterblieb. Und schon im folgenden Jahre 1762 kam ebenso unerwartet und plötzlich seine Ernennung zum Propst des Wendenschen Sprengels. Er bemerkt dabei, er habe die passirten Dinge in einer besonderen Denkschrift erzählt, die unter den Titel Dioecesana Wendensia zu den Acten des Präpositurarchis gehören. Damit kamen mancherlei Arbeiten, die ihn verhinderten, sich mit seinem Tagebuch zu beschäftigen und ihm nur in wenigen Mußestunden erlaubten, Einiges anzumerken, was gewisse sachliche und persönliche Beziehungen oder seine Privatstudien betrifft.

Wir sind durch die Protokollbücher des livländischen Consistoriums aus jenen Jahren in den Stand gesetzt, Einiges hinzuzufügen, was auf jene Ernennungen zum Assessor und Sprengelspropst Bezug hat und zur Charakteristik damaliger Zeitverhältnisse erzählt zu werden verdient.

Lange's Vorgänger im Propstamt war der Pastor Gotthard Joh. Diez zu Trikaten. Dieser war der dritte seines Namens, da sein Großvater seit 1662, sein Vater seit 1693 und endlich er selbst von 1736 bis 1780 in der livl. Predigermatrifel verzeichnet stehen. Alle drei haben auch das Propstamt im Wendenschen Sprengel bekleidet, bis Gotthard Joh. Diez 1762 davon removirt ward, indem er jedoch Pastor bis zu seinem Tode blieb. Abgesehen auch davon, daß er sich von Diez nannte, auf Grund eines seinem Urgroßvater, der zu Annaberg in

Sachsen Kauf- und Handelsherr gewesen, ausgestellten Adelsdiploms d. d. Wien 1629, muß er ein Original in seiner Art gewesen sein. In Napiersky's Beiträgen heißt es von ihm, daß er sich einen „albernen Ungehorsam gegen die Kirchen-Visitationscommission und sonderbare liturgischen Neuerungen“, erlaubt habe (vgl. Ulmann's Mittheilungen 7, 286 ff.). Die Protokolle des livl. Consistoriums vom Jahre 1762, die vorliegen, bestätigen obige Urtheile. So heißt es daselbst: „den 13. Juli 1762, eröffnet das Oberconsistorium dem Propst Diez, daß, da er eingestandener Maßen während seiner ganzen Propstzeit keine Visitation bei den Predigern seines Sprengels abgehalten, in der Uebermittlung verschiedener Collectengelder saumselig gewesen, sie auch eigenmächtig nicht an das Ober-Consistorium, sondern an die Gouvernementsbehörde eingesandt, dem Herrn General-Superintendenten als seinem Obern die schuldige Parition entzogen, ihm dieser bezeugte Ungehorsam alles Ernstes vorgerückt, bei 10 Thlr. Pön.“ Pastor Diez scheint aber mit dieser Resolution unzufrieden gewesen zu sein, so daß das Consistorium sich genöthigt sah, dem Gen.-Gouvernement den 21. September 1762 zu berichten, daß Diez sich freventlich erdreiste, anstatt der von ihm geforderten Erklärung, den 24. Juli an das Ober-Consistorium ein Scriptum mit der Post zuzufertigen, in welchem derselbe diesem Richterstuhle als seinem foro competenti alle Ehrerbietung und dem Herrn General-Superintendenten alle Achtung und Gehorsam entzogen mit satyrischen Pöffen (!) aus dem Rabener und Gellert, wie auch Belästigung des Herrn General-Superintendenten Amts und Person um sich geworfen und überhaupt allen schuldigen Respect aus den Augen gesetzt, auch sich den Titel eines Special-Superintendenten beigelegt, — wannhero das Ober-Consistorium mittelst Decrets vom heutigen Tage nach Maßgabe der

Kirchenordnung den Propst Diez wegen seiner Vergehungen nicht nur seines bisherigen Propstamtes verlustig erkläre, sondern auch dem weltlichen Richter den Gesezen gemäße Beahndung seines Verbrechens vorbehalte. Ferner: wenn es nun die höchste Nothwendigkeit erfordere, daß das solchergestalt erledigte Propstamt in dem ersten Sprengel Wendenschen Kreises besetzt werde, so habe das Ober-Consistorium bei Einem Erlauchten und Hochverordneten Kaiserlichen Gen.=Gouvernement hiezu den Pastorem zu Smilten Jacob Lange, der 1737 in's Amt gekommen, in-gleichen den Pastorem zu Balzmar, Jakob Adolphi, welcher 1731 ordinirt worden, präsentiren wollen, mit der gehor-samsten Bitte, einen von diesen beiden Männern zum Praeposito zu constituiren, wobei wir noch zu überlegen für nöthig finden, ob Letzterer, der Herr Pastor J. Adolphi, gleich 5 Jahre länger im Ministerio, Ersterem Vortheile zur Seite stehen, allermassen derselbe bereits zur Substitu-tion bei dem Kirchen=Visitationswerke vom Livländischen Ober-Consistorium vorgeschlagen und auf diese Präsentation auch wirklich constituirt worden; Er auch so placirt ist, daß man mit der Post alle Woche an ihn gelangen kann, und übrigens alle Eigenschaften hat, die ein solcher Mann haben soll“. So geschrieben den 21. September 1762. Bereits am 5. October wird dem Pastor J. Lange dessen Bestätigung zum Propst eröffnet. Der unruhige Diez be-reitete aber seinem Propst manchen Verdruß, verweigerte ihm die Auslieferung des Propstarchivs u., worauf ihn das Ober-Consistorium den 5. April 1763 zur Pflicht-erfüllung adstringirt. Diesen Befehl des Ober-Consistoriums hatte Propst Lange dem Schuldigen zu übermitteln. (Ein ähnliches Beispiel von Zuchtlosigkeit und Trotz hat sich hundert Jahre später einmal zugetragen, vergleiche die dar-über passirten Acten, die noch vorhanden sind).

Inzwischen hatte Propst Lange den Pastor Wurm zu Ronneburg zu introduciren und fragte beim Consistorium an, wie er sich dabei zu verhalten habe, da ihm das Propstarchiv noch immer nicht überliefert sei. Das Consistorium forderte ihn den 26. April auf, nach seiner Kenntniß und Erfahrung die Einführung zu vollziehen und der Beahndung der fortdauernden Widerspenstigkeit des von seinem Propstamt removirten Pastor Diez zu Trifaten gewärtig zu sein. Doch muß er noch im August durch den Küster einen erneuerten Befehl an Diez zufertigen lassen, der noch immer in seiner Penitenz beharrt! Von da an schweigen die Acten und es ist zu vermuthen, daß endlich doch die Auslieferung des Archivs erfolgt sei.

Beiläufig sei bemerkt, daß der Pastor Diez noch später von seinen hartnäckigen Sonderbarkeiten nicht ließ, was ihm mehrfache unliebsame Untersuchungen bei den Kirchenvisitationen eintrug. So pflegte er beim sonntäglichen Kirchengebet von der Kanzel zwischen den sieben Bitten des Vaterunfers die sieben Worte Christi am Kreuz einzuschalten, weil er diese Zusammenstellung für besonders erbaulich hielt. Auch hatte er die Gewohnheit, beim Abgang von der Kanzel zur Sakristei mit erhobener Stimme laut Halleluja, Jehova, Kyrie eleison und dergleichen zu singen.

Merkwürdig genug folgen nun aus dem Jahre 1762 im Tagebuch 78 Quartseiten historischer Betrachtungen über die Stellung eines Präpositus, die er bis in die ersten Zeiten der alt-katholischen Kirche verfolgt, sodann die römisch-päpstliche und orientalische Kirche beleuchtet, wobei er Veranlassung nimmt, sich weitläufig über die Geschichte der griechisch-russischen Kirche und ihren Zustand zu seiner Zeit auszulassen, den er bei seinem mehrjährigen Aufenthalt in Peterssburg durch persönliche Berührungen näher kennen gelernt hatte. Um so mehr muß

uns dieses umständliche lateinische Exercitium, nach damaligem Zuschnitt für eine Doctordiffertation nicht unzuweckmäßig, an dieser Stelle gewissermaßen in Erstaunen versetzen, als wir wissen, daß der fleißige Mann, der noch dazu am Podagra litt, nicht bloß von seinen laufenden amtlichen Geschäften und Obliegenheiten in Anspruch genommen war, die er mit großer Gewissenhaftigkeit im Auge behielt, sondern auch mit anderen literarischen Arbeiten, wie der Bearbeitung seines lettischen Lexikons und einer lettischen Grammatik seine freien Stunden auszufüllen sich angelegen sein ließ. Wenn er dabei auch sein Tagebuch eifrig fortsetzte, mit allen weitschichtigen Excursen, so geschah das nicht zu einem besonderen praktischen Zweck, sondern, wie ersichtlich, einzig und allein zu eigner stillen Herzensbefriedigung, um vor Gott und sich selbst seinen Lebensgang prüfend und regelnd in Betracht zu ziehen; am wenigsten hatte er eine Ahnung, daß er damit seinen Epigonen nach hundert und mehr Jahren, wie das beim Schreiber Dieses der Fall ist, vielen geistigen Genuß verschaffen würde. Wir begnügen uns, nur einiges Wenige aus dem langen Excurs mitzutheilen, insofern es uns bemerkenswerth scheint, um die Stimmung und das Urtheil des Verfassers kennen zu lernen.

Er beginnt den Abschnitt damit, daß er sagt: „Wir fügen an dieser Stelle eine kleine kritische Untersuchung über die Praepositi in der Kirche und ihre Obliegenheiten hinzu; denn unglaublich sind die falschen und verkehrten Ansichten, welche die Forscher und Kritiker auch unserer Tage über diese Angelegenheit sich erlaubt haben.“ Wir können ihm in seinen genauen antiquarischen Untersuchungen unmöglich folgen. Nur sei beiläufig bemerkt, daß er erwähnt: in der russischen Kirche

beständen für die Erziehung und Ausbildung der jungen künftigen Priester zu seiner Zeit Seminare, wie denn er selbst, Lange, während seines Aufenthaltes in Petersburg, bei einem solchen, dem Erzbischof Theophanes speciell unterstellten Seminar, als Lehrer an demselben thätig gewesen war. Der Erzbischof beförderte jedoch seine Seminaristen nur mit Auswahl zum Kirchendienste, indem er nach Maßgabe der Fähigkeit, *pro captu et ingenio*, einige dem theologischen Studium, andere aber der militärischen Laufbahn zuwies. Auch der Abt des Newskischen Klosters, Hieronymus, unterhielt auf seine eigene Kosten ein solches Seminar für hundert zum Priesterstande sich vorbereitende Schüler. Der schon von uns erwähnte Burchard Adam Sellius, der auch zur russischen Kirche übergetreten war, leitete damals in diesem Seminar den Unterricht, der vornehmlich in Einübung der liturgischen Gesänge bestand, die einen wesentlichen Theil der gottesdienstlichen Gebräuche bilden. Lange unterläßt nicht die Anfechtungen zu erwähnen, welche die orthodoxe russische Kirche von den Unionsbestrebungen der römisch-katholischen Kirche zu erfahren hatte. Auch tadelt er einige deutsche Schriftsteller, welche die Ansicht ausgesprochen hatten, die orthodoxe Kirche sei zuweilen auf dem besten Wege gewesen, „lutheranistisch“ zu werden. Dieser Verdacht sei von den Prälaten stets mit Unwillen abgewiesen worden und in diesem Sinne habe sich auch, wie Lange sagt, Buddeus in seinem berühmten Tractat *de ecclesia Ruthenica irreconciliabili cum Romana* ausgesprochen. Wenn die Lutheraner im 16. Jahrhundert zu den altkirchlichen Synodalbeschlüssen im Gegensatz zu den römischen zurückgegriffen hätten, so wäre das von der griechischen Kirche schon im 9. Jahrhundert gethan. Das hieße aber doch nicht Lutheranisiren. Auch die Unterhand-

lungen des griechischen Patriarchen Cyrillus Lufaris mit den Genfern und Calvinisten könnten nicht dahin gedeutet werden, daß die griechische Kirche calvinisirend genannt werden dürfe. Im Gegentheil sei zuzugeben, daß Peter der Große manche seiner Prälaten trotz seines heroischen Eifers (*zelus heroicus*) kaum von ihren römisch-papistischen Neigungen abhalten konnte. Wenn Peter der Große sich angelegen sein ließ, durch Pflege der Wissenschaften und Künste sein Volk einer höheren Bildungsstufe zuzuführen, so hatte das mit einer Erschütterung der angestammten alten Orthodoxie und der von den Vätern vererbten kirchlichen Verfassung, sowie auch der überlieferten gottesdienstlichen Gebräuchen gar nichts zu schaffen, deren volkstümlich ehrwürdiges Ansehen nicht geschmälert werden sollte. Im Gegentheil seien es seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nur die einheimischen, nach der Eigenthümlichkeit von Zeit und Ort sich gestaltenden separatistischen Bewegungen (der *Raskol*), welche der kirchlichen Einheit Abbruch thäten. Daß der große Zar den krypto-romanisirenden Gelüsten einzelner Prälaten, namentlich des Bischofs von Njäsan Stephan Javorski und anderer, kräftigen Widerstand leistete, lag in der Natur der Dinge und dem Temperamente des Alleinherrschers. Lange schildert die weiteren Maßnahmen der nach Peter I. folgenden Decennien im Betreff dessen, was zur Erhaltung der kirchlichen Wohlfahrt erforderlich war. Hatte sich doch damals bereits eine ganze Literatur von westeuropäischen Gelehrten über diesen Gegenstand gebildet. So schrieb Johann Peter Kobl ein Buch *Ecclesia graeca lutheranizans*, 1732; schon früher der livländische General-superintendent Bergius, ein Schwede von Geburt: *Status ecclesiae et religionis Moscoviticae, Holmiae* 1704. Zu erwähnen sind auch *Theophili Wahrmundi Universa*

religio Ruthenica, 1698, des Olearius Reisebeschreibung und andere Schriften, welche alle Lange mit seiner scharfen Kritik geißelt. Nach einer langen Betrachtung über die dogmatischen Aufstellungen der griechischen Kirche, über die er viel Rühmendes zu sagen weiß, kommt er mit gleicher Anerkennung auf den äußern Cultus derselben zu reden. „Wie, sagt er, wird hier das Auge durch den Glanz des Cultus gefesselt, das Ohr durch die schönen Gesänge und der Geruchssinn durch den süßen Weihrauchdunst erquickt! In der That, es fehlt nichts, um die Sinnesindrücke als höchst wohlthuende zu bezeichnen.“ Wir geben diese Stelle als Probe des lateinischen Styls unseres Lange für den kundigen Leser im Original: *Sicuti oculus splendor ubique obrius capit, auditus per symphonias artis vocalis, olfactus autem per thura recreatus dulcissima, ut quoad sensualia nihil deficit arridentis et allicientis!* Weiter sagt er: „Sobald nach dem Vorlesen der sonntäglichen Perikopen emphatisch intonirt wird „Herr erbarme dich unser“ und „Ehre sei Gott in der Höhe“, fallen die Anwesenden laut einstimmend in diesen Gesang ein, und zwar mit einer solchen Kundgebung ihrer demüthigen Gesinnung, daß sie alle mit Kniebeugung oder wohl auch mit ganzlichem Niederfallen zur Erde ihre andächtige Verehrung Gottes bezeugen. In der Kirche giebt es keine Gestühle; man hält nicht für anständig, im Angesicht Gottes sich niederzusetzen. Selbst die Kaiserliche Familie sieht man hier stehenden Fußes Gotteswort anhören, ja sogar mit Kniebeugung gesenkten Hauptes.“ Lange kann nicht umhin, einen vergleichenden Blick auf unsere Gottesdienste zu werfen: „Ewiger Gott! Was sehen wir in unserer Kirche? Nachlässig sitzen die gedankenlosen Hörer da!“ Lange gebraucht sehr starke Ausdrücke, die fast ungerecht und unbillig genannt werden dürften und wohl den subjectiven

Eindrücken seiner Zeit zuzuschreiben sind: fastidiose con-
sidentes et frivole auscultantes, sensuque fere homi-
nis vacui. „Wir rühmen uns wohl einer höheren Auf-
klärung, und gewahren doch nur religionis cadavera!“
u. s. w. Daß Lange in seiner Bewunderung zuweilen
auch alles Maß übersteigt, ersehen wir aus folgender
Bemerkung: „Was die Verehrung des Clerus jeglichen
Ranges betrifft, so begnügt man sich bei der Begegnung
außerhalb des Tempels nicht bloß mit einem flüchtigen
Gruß (non salutant frigide), sondern erbittet sich den
priesterlichen Segen, der auch mit Kreuzeszeichen sofort
gewährt wird. Die religiöse Gleichgültigkeit bei uns ist
die Folge der Vernachlässigung des äußeren Respects vor
der clericalen Würde: ecce consequentias funestas
neglectae inter nos disciplinae.“

Mit diesen wenigen Auszügen, die wir den Betrach-
tungen über die Geschichte, die Lehre und den Cultus der
russisch-griechischen Kirche entnommen haben, die Lange
aus eigener Anschauung und persönlicher Berührung mit
hochstehenden Repräsentanten dieser Kirche kennen gelernt
hatte, möge es sein Bewenden haben. Für uns genügt
es zu ersehen, welche Erfahrungen und Eindrücke Lange
in dieser Beziehung gewonnen hatte. Eine gewisse objec-
tive, sagen wir synthetistische Anschauungsweise gegenüber
den verschiedenen confessionellen Unterschieden, die geschicht-
lich einmal unvermeidlich geworden waren in der Ent-
wicklung des empirischen Christenthums, ist ihm stets
eigen geblieben. Wem es in unseren Tagen um eine er-
schöpfende und unparteiische Darstellung der Lehre und
Verfassung der morgenländischen Kirche zu thun ist, der
findet in des trefflichen Heidelberger Theologen W. Gaf
„Symbolik“ u. die nöthige Belehrung. Wie richtig aber
Lange's Urtheile waren, möge folgendes Beispiel erweisen.

Er sagt: Das Dogma von der alleinigen Succession des heil. Geistes vom Vater und nicht zugleich vom Sohne bildet keineswegs den fundamentalen Glaubensartikel, der die morgenländische Kirche von der abendländischen trennt, da beide nicht die Gottheit des heil. Geistes in Abrede stellen, sondern nur über das innere Verhältniß der drei Personen der Gottheit dissentiren. Dogma de successione Spiritus Sancti a solo patre, non a filio neutiquam error fundamentatis est, quum non deitatem Sp. S. infringent, sed de successione modo dissentiunt. Auch sei beim Heiligendienste der geforderte Unterschied von Anbetung und Verehrung wohl zu beachten. Ebenso scheint Lange mit der Stelle im griechischen Katechismus ganz einverstanden zu sein, wo es heißt, daß der wahre lebendige Glaube mit guten Werken verbunden zur Seligkeit nothwendig sei, indem das nichts anderes besage, als daß der Glaube, der in der Liebe thätig sei, allein gerecht mache.

Mit dem Jahre 1763 wendet sich das Tagebuch wiederum zu den nächstliegenden praktischen Aufgaben, die unsern Wendenschen Propst beschäftigen und in Anspruch nehmen. Im Anfange dieses Jahres machten sich nämlich in Livland im Kirchenwesen Neuerungsversuche geltend in Betreff des Patronatsrechts. Nach der alten schwedischen Kirchenordnung gehörte in den sogenannten Kronskirchspielen (d. h. wo die Krone Domainengüter besaß) das Patronatsrecht der hohen Krone, da die russische Krone dasselbe zugleich mit den Patronatsleistungen nach den Accordpunkten übernommen hatte. Nun wurde aber dieses Recht als eine Vergünstigung (beneficium) jedesmal bei eintretenden Predigervacanzen und Predigertwahlen den Eingepfarrten (damals hieß es: den „Junkern“, den adligen Besitzern) oder der Kirchspielsgemeinde (beide Be-

griffe identisch genommen, da von den Bauern als Leibeigenen und von sonstigen einstweiligen Possessoren nicht die Rede war) usuell eingeräumt, welche den in Gegenwart des Sprengelpropstes von ihnen erwählten Pastor zur Bestätigung der Gouvernementsobrigkeit vorzustellen hatten. Diese früher befolgte Praxis wurde aber nachher vernachlässigt und beseitigt. Die adligen Gutsbesitzer (*domini nobiles*), allhier willkürlich (*arbitrarie*) zu verfahren gewohnt — vergessen wir nicht, daß es Lange ist, der so schreibt — nahmen nun die Predigerwahlen nach eigener Willfür (*pro libitu*) vor, mit Ausschluß der übrigen Gemeindeangehörigen (*exclusis plebejis*) sowie des Propstes und ohne eine Berücksichtigung der wenigstens consultativen Berechtigung des Letzteren dem doch ein Urtheil über die lokalen kirchlichen Bedürfnisse nicht abzusprechen war. „Denn, sagt Lange, das ist nun einmal bei uns in Livland so, daß Rechte, welche nicht direct die Vortheile des Adels (*commoda nobilitatis*) in irgend einer Art berühren, alsbald veralten und verschwinden.“ „Doch das nur beiläufig“ (*sed haec obiter*), fügt er hinzu. Inzwischen war der derzeitige General-Gouverneur Graf Browne, obgleich ein schottischer Katholik, der Ansicht, der Landesherr habe gleicherweise nach beiden Seiten hin in strittigen Fällen Schutz und Beistand zu üben, d. h. die Rechte der Kirche mit denen der weltlichen Macht und der hörigen Unterthanen, die freilich damals mehr als Sachen, denn als Personen behandelt wurden, in Einklang zu halten: was der Graf, als damaliger Besitzer von Schloß Smilten, seinem Pastor Lange öfters mündlich zu erklären Gelegenheit hatte. Nun kam es im Kronskirchspiel Ronneburg, zur Wendenschen Diöcese gehörig, zu einer Vacanz. Die Herren Eingepfarrten hatten nach der Gewohnheit (*pro*

more solito) nichts Eiligeres zu thun, als zusammenzukommen, das ihnen passende Subject von sich aus zu erwählen und dasselbe der Regierung zu präsentiren. Doch was geschah? Die Wahl ward nicht bestätigt, sondern annullirt und den „Eingepfarrten“ befohlen, nach dem Gesetz in Gegenwart des Propstes eine Neuwahl vorzunehmen. So mußte man denn am 24. Januar d. J. in Ronneburg vorgeschriebener Maßen sich abermals zum Convent versammeln, wo „mit Entrüstung des Adels“ (indignantibus dominis) und in Anwesenheit des Propstes der Pastor Wurm von Serben erwählt, bestätigt und darauf am Sonntag Trinitatis introducirt wurde. Lange hatte die Genugthuung, hiemit das angefochtene Recht der Präpste zur Theilnahme an den Predigerwahlen wiederhergestellt zu sehen. Dieselbe Ordnung wurde im folgenden Jahre bei der Wahl des Pastor Graß von Linden, der nach Serben berufen ward, befolgt und gleichfalls bei dem Pastor Frobrig in Linden, der zwei Jahre später nach Koop ging.

Noch eine zweite höchst bemerkenswerthe Neuerung ist für das Jahr 1763 zu verzeichnen. Es war die Einführung von zweijährlichen specificirten Berichten der Pastoren über die vollzogenen kirchlichen Amtshandlungen, Taufen, Copulationen, sowie die Angabe der Zahl der Gemeindeglieder in jedem einzelnen Kirchspiele. Diese Neuerung erschien den Pastoren als eine mit großen Mühen und Beschwerden verknüpfte. Es fanden deshalb für und gegen vielfache Berathungen statt. Die Präpste anderer Sprengel betrachteten diese Belastung der livländischen Geistlichkeit als eine ungerechte und den Kreis ihrer Verpflichtungen überschreitende. Es ward auch eine Protestation oder vielmehr submisse Ablehnung von Seiten der livländischen Geistlichkeit beschlossen. Lange

hatte von vornherein keine klare Ansicht über die Berechtigung dieser Forderungen. Was dabei zu thun sei, schien ihm zweifelhaft, weshalb er sich mit Ueberlegung dieser ganzen Sachlage zu beschäftigen für verpflichtet erachtete. Er kam dabei zu dem Resultat: die Zählung der Bewohner eines Landes im Ganzen und Einzelnen sei Sache der weltlichen Obrigkeit, dagegen seien die Berichte über die vollzogenen kirchlichen Amtshandlungen unweigerlich, wenn verlangt, zu geben. Die Motivirung seiner Ansichten bildete den Inhalt eines von ihm lateinisch abgefaßten Memorials unter dem Titel: *Jeremiae Livonici disquisitio critico-theologica de matriculis ecclesiasticis vulgo Kirchenbücher!* „Des livländischen Jeremias kritisch-theologische Untersuchung über die Kirchenbücher.“ Das Schicksal dieses für die Kenntnißnahme der damaligen Zustände in Livland gewiß lehrreichen Schriftstückes ist uns unbekannt.

In solchen und ähnlichen Beschäftigungen ging auch das Jahr 1765 hin, so daß für Aufzeichnungen im Tagebuch keine Zeit übrig blieb. Inzwischen erfolgte die Entscheidung des Senats. Den Predigern wurde auf's strengste befohlen, der Requisition in Betreff der verlangten Berichte unweigerlich Folge zu leisten. Auch waren genaue Schemata beigelegt, die mit den betreffenden Zahlen ausgefüllt werden sollten. Die Bestürzung und Beunruhigung in den Pastorenkreisen war keine geringe. Auch stimmten diese complicirten Tabellen gar nicht mit den Compromissen, zu denen man sich von dießseits entschlossen hatte. *Sed quis onera cleri nescit!* „Aber man kennt nicht die Plagen des Priesteramts,“ ruft hier Lange aus. „Mühen und Beschwerden zu Nutz weltlicher Bedürfnisse, die mit dem Seelenheil der Pfarrkinder nichts zu thun haben.“

Endlich kam auch gegen Ende des Jahres die schon lange projectirte und gewiß hochnöthige, von der Gouvernementsregierung angeordnete allgemeine Kirchenvisitation in sämtlichen Kirchspielen Livlands zur Ausführung, die den status quo in jeder einzelnen Gemeinde feststellen und sichern und für alle späteren Rechte und Verpflichtungen der Kirche und ihrer Angehörigen eine normativ gesetzliche Basis geben sollte.

Daß diese Kirchenvisitation in Livland, die in den Jahren 1766—1774 in's Werk gesetzt wurde, einen epochemachenden Wendepunkt zur hochnöthigen Zurechtstellung der äußeren Verhältnisse unseres ganzen Kirchenwesens gebildet hat, unterliegt keinem Zweifel. Auch unser Vange, der als Propst und Glied der Commission in seinem Sprengel an dieser Visitation sich zu betheiligen hatte, widmet ihr, so weit seine Competenz reichte, die einflußreichste Aufmerksamkeit. Um die ganze Wichtigkeit dieser Visitation zu erkennen, müssen wir einen Blick auf die historische Entwicklung des lutherischen Kirchenthums in Livland werfen, was freilich nur in aller Kürze geschehen kann. Fast 250 Jahre waren hingegangen, seitdem die Reformation hier Eingang gefunden hatte. Die letzten Decennien des livländischen Ordensstaates waren von der Hoffnung auf einen gesegneten Friedensstand erfüllt, den der größte der livländischen Ordensmeister, Plettenberg, durch sein weises Walten und seine kriegerische Tapferkeit gesichert zu haben schien. Noch standen die stolzen Burgen und Schlösser der Gebietiger; noch war das gesammte Flachland mit seinen fruchttragenden Aeckern, Wiesen und Wäldern nach feudalen Lehnbestimmungen im Besitz des Ordens und der Bischöfe mit ihrer höheren und niederen Priesterschaft; noch erfreuten sich Städte, wie Riga und Dorpat, eines gewissen selbstständigen Wohlstandes durch Handel und Gewerbsbetrieb-

samkeit; aber neben der nie erloschenen inneren Zwietracht, die es zu einer einmüthigen Wirksamkeit nicht kommen ließ, fehlten die drohenden Wetterwolken der von außen her umdrängenden Feinde nicht. Und als von Riga aus die reformatorische Kirchenbewegung immer weiter über das Land zog, welcher Geschichtsforscher vermag zu ergründen, in welcher Weise da der Uebergang des Besitzes der Höfe und Ländereien mit ihren eingeseffenen Zinsbauern in andere Hände erfolgte, nachdem Orden und Bischöfe zu existiren aufgehört hatten! Wie es in dieser Zeit mit der etwaigen äußeren Anordnung lutherischer Kirchspiele und der Ausstellung von lutherischen Predigern aussah, möchte nur in den all-gemeinsten Andeutungen von unseren Historikern festgestellt sein. Daß diese Versuche nur sporadisch vereinzelt und mit großen Unterbrechungen vorkommen, läßt sich aus C. G. Napiersky's unschätzbarer „Prediger-Matrifel“ vermuthen. Nun kam nach dem ersten schwachen Erblühen der lutherischen Kirche auch auf dem Flachlande und in den kleineren Städten — Riga nahm eine exceptionelle Stellung ein — das katholische Polenregiment in Livland mit seinem Bischof in Wenden, der eifrig Propaganda unter dem im lutherischen Glauben unbefestigten Landvolk betrieb. Auch Riga mußte es sich gefallen lassen, daß die Jesuiten in der Jacobikirche sich einnisteten, über deren Exorcismen ihr noch erhaltenes lateinisches Diarium das Nähere mittheilt, welches wohl die Bearbeitung eines Fachgelehrten verdient. Endlich kam 1621 mit dem Schwedenkönig Gustav Adolph und seinem livländischen General-Superintendenten Hermann Samson nach fast 150 jährigem ungeordneten Hin- und Herchwanken unseres lutherischen Kircenthums eine bessere Zeit. Was Samson's Administration und organisirende Thätigkeit während seines 20 jährigen Wirkens geleistet hat, kann aus meiner Biographie dieses großen Mannes ersehen werden.

Von da an erst ist von geordneten Kirchspielen, regelmäßiger Besetzung der Pfarrstellen eigentlich die Rede (siehe Napierſky a. a. O.). Auch für die Herstellung von Schulen für das Landvolk wird Manches berathen, beschlossen und befohlen. Was die Ausführung solcher löblichen Maßnahmen betrifft, da muß die Geschichtserzählung sich freilich vor Schönfärberei hüten. Gewiß ist nur, daß damals die von den Predigern gepflegte Sitte zur Regel wurde, die sich bis in die Mitte dieses Jahrhunderts als bewährt erhielt, das Einüben des Lesens und der gangbarsten Kirchenliedermelodien, sowie das Auswendiglernen des lutherischen Katechismus den sorgfamen Müttern für die Wintermonate anzuvertrauen. In der schwedischen Zeit wurden viele Kirchen gebaut, die alten renovirt, freilich nach einem Maßstabe, der unsern heutigen Vorstellungen wenig entspricht. Von der Orgelbegleitung des Kirchengesanges war in den meisten Kirchen damals und noch lange Zeit später keine Rede. Ein Vorsänger genügte. Daß die Melodien in den verschiedenen Kirchspielen die verschiedensten Abweichungen erfuhren, war natürlich, und erst wir haben es erlebt, daß darin eine wesentliche Abhilfe geschehen konnte. Was den Unterhalt der Prediger betraf, so waren durch das Einziehen des ursprünglich katholischen Kirchenlandes die sonderbarsten Veränderungen vor sich gegangen, und die neu zu fundirende Kirche hat es nur der Großmuth privater Grundbesitzer zu verdanken, daß Predigerwidmen und Pastoralatländereien den Predigern ein gesichertes Einkommen schufen. Nun kam der nordische Krieg und damit auch wiederum Verwüstung und Verödung über das Kirchenwesen des ganzen Landes. Darnach allerdings ein dauernder, gesicherter Friede unter neuer Herrschaft. Aber so schnell ließen sich die verhängnißvollen Schäden nicht heilen. Der Bestand des Kirchenwesens ruhte auf Gewohnheit und Herkommen

und ward nicht ohne Willkür erhalten oder verändert, je nach Gunst oder Ungunst der Umstände. Eine Zurechtstellung der gegenseitigen Gerechtfame und Obliegenheiten war ein dringendes Bedürfniß. Obrigkeit und Ritterschaft, letztere als Patronin der Kirche, vereinigten sich, diesem Bedürfniß Genüge zu thun, und so kam es zu der erwähnten allgemeinen Kirchenvisitation.

Aber auch hier traf ein, was bei allen ähnlichen Unternehmungen, wo gewisse Abänderungen alter gewohnter Verhältnisse in Aussicht stehen, vorzukommen pflegt: daß die Stimmung, mit welcher diese Visitation begrüßt ward, nicht eine ungetheilt freudige war. Ein befriedigender Erfolg derselben erschien Manchem ziemlich zweifelhaft. Die Gemeinden, hörte Lange sagen, würden nur mit großen Ausgaben belastet werden, ohne dabei den geringsten Nutzen zu erzielen. Zu einer fest einzuhaltenden Praxis würde es durch einen solchen vorübergehenden Act, wenn auch zu Papier gebracht, doch nicht kommen. Das Meiste bleibe doch in der Schwebe und die Ausführung dem guten Willen der dabei Betheiligten überlassen, und schließlich behalte das alte Wort Recht: „Biel visitirt wird der Dreck, Und es bleibt Alles auf dem alten Fleck!“ Auch andere Bedenken wurden verlautbart. So hieß es: allgemeine Bildung und Rechtskenntniß genüge zu diesem Geschäft nicht. Mangel an specieller Local- und Personalkenntniß, Parteilichkeit und Unfähigkeit, örtliche Gewohnheiten zu schonen, würden die Unordnung und Verwirrung nur vermehren. Doch mußte zugestanden werden, daß die schwedischen Consistorialstatuten bereits im Jahre 1644 viel Heilsames in Betracht solcher kirchlichen Verhältnisse vorgeschrieben hatten. Besonders empfehlenswerth war die Vorschrift, ein jeder Pfarrer solle vor einer Visitation ein Memorial über die wichtigsten zu erledigenden Punkte ab-

fassen. Das unterblieb aber. Lange faßte diese von Vielen übersehene Bestimmung sofort in's Auge und setzte es durch, daß sie zur Anwendung kam. Vor der Ankunft der Kirchenvisitations-Commission hatten die Pastoren genau die einzelnen in Frage stehenden Punkte in einer Schrift festzustellen, aus welcher das ganze Verfahren der Verhandlung seinen leitenden Faden entnahm. Ohne diese vorher getroffene Maßregel wäre Alles leicht in tumultuarische Scenen ausgeartet. Ob aber der ganze modus procedendi dieser Visitation mit den besagten Statuten übereingestimmt habe, sei eine andere Frage, meint Lange. Im Statut werden nämlich die zur Visitation competenten Personen ausdrücklich bezeichnet. In diesem Falle wurde aber (Civl. Landesverordnung I, 12) dem Oberkirchenvorsteher das Präsidium der Commission übertragen; ob berechtigt oder nicht, schwer zu entscheiden. Darin sah Lange eine Vergewaltigung der Kirche durch das weltliche Regiment. Er hätte vielmehr gewünscht, daß das Präsidium dem Generalsuperintendenten zuerkannt würde. Daher urtheilt er über das Ergebniß dieser Visitationen ziemlich abfällig. Die Verfehlungen des Clerus wurden bald aufgegriffen und bestraft; aber wie stand es mit der Bestrafung der weltlichen Herren, wenn sie sich etwas hatten zu Schulden kommen lassen? Davon habe man bis jetzt nichts gehört. Doch urtheilt er sehr unparteiisch und betont ausdrücklich, daß der Kirche nur mit einem aufopferungswilligen und gewissenhaften Clerus wahrhaft gedient sei. Er machte sich von seiner Zeit keine Illusionen und kannte ihre Schattenseiten. Daher verhehlte er sich nicht, daß bei Versäumnissen der livländischen Kirche manche Gefahr drohe. Die Krone Schweden hatte die livländischen Pfarren sehr freigebig ausgestattet. Dadurch, sagt Lang_e, würden viele junge Theologen in Deutschland

veranlaßt, in Livland ihr Heil zu versuchen. Früher pflegten aus ähnlichen Gründen vaterländische Pastoren söhne nicht ohne viele Kosten im Auslande zu studiren, um nachher der hiesigen Kirche zu dienen. Was aber geschehe jetzt? fragt Lange. Man ziehe es vor, in russische Militairdienste zu treten, wo Ehre und Lohn in weit reicherm Maße geboten werde; der livländische Clerus sei im Aussterben. Die Indifferenz sei groß, schließlich bleibe nichts als ein caput mortuum übrig. Lebt in der academischen Jugend nicht ein idealer Trieb, so sind alle äußeren Anreize zum Studium miserabel. Wo ist aber der heutigen Tages zu finden? — fragte Lange anno 1763. Dazu kommt, daß bei der weiten Entfernung die ausländischen Universitäten schwer zu erreichen sind und es an Unterstützung und Stipendien für arme Subjecte fehlt. Zudem habe es die Continuität der Entwicklung der livländischen Kirche dahin gebracht, daß von einem Rechte der Kirche gegenüber den herrschenden Potenzen nicht die Rede sei. Das Recht der Kirche bestehe in premi et pati. So seufzt Lange 1763 in seinen Klagen eines livländischen Jeremias, wie er sich selbst nennt. Welche Berechtigung der objective Thatbestand jener Zeit zu solchen Klagen gab, ist nicht unsere Sache zu beurtheilen. Wir begnügen uns dem subjektiven Empfinden unseres Lange einen Ausdruck zu geben.

Mitten in diesen Betrachtungen, welche, wie gesagt, mehr die innere Stimmung des Mannes gegenüber den damaligen Zeitverhältnissen kennzeichnen sollen, als daß sie dem Fachkennner in seinem Urtheil vorgreifen wollen, sehen wir das Tagebuch durch einen abermaligen längern Excurs von 18 Seiten unterbrochen. Hatte doch der Wenden'sche Propst und Pastor zu Smilten sich seinen Gesichtskreis keineswegs dergestalt verengt, daß ihm der

weite Schauplatz der europäischen Weltereignisse verborgen geblieben wäre, und war ihm doch auch der innere Zusammenhang bewußt, in welchem die Schicksale der Kirche mit der gesammten Culturentwicklung der Völker stehen. Nun aber bereitete sich um die Mitte dieses „Jahrhunderts der Aufklärung“, eingeleitet von englischen und französischen Denkern, eine Weltanschauung vor, welche die Anerkennung der Autonomie der „Vernunft“ zur Geltung bringen wollte, während die traditionell und historisch entstandene Kirchenlehre das Axiom der Heteronomie dieser Vernunft obenan stellte, wobei die reformatorischen Kirchen das Schriftprincip vertraten, d. h. die Offenbarung des Bibelworts als alleinige normative Richterin über alle göttlichen und menschlichen Dinge betonten, während die römische Kirche den entscheidenden Spruch über alle Wahrheit der päpstlichen Infallibilität vindicirte. Wenn sich nun der Jesuitenorden seit zwei Jahrhunderten als mächtigste Stütze der maßlosen Ansprüche der päpstlichen Hierarchie bewährt hatte, so schien es nunmehr, als ob er jener „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts zum Opfer fallen sollte, während die von ihm als irrgläubige Kezergemeinschaften gescholtenen reformatorischen Kirchen sich als zu schwach zu seiner Ueberwindung erwiesen hatten. Und das Unvermeidliche geschah. Unser Vange, der einst den Jesuitenorden noch in seiner ganzen Machtfülle im benachbarten Polen kennen gelernt, sah jetzt, an dem Punkte des Tagebuchs, wo wir stehen, seinem bevorstehenden Falle als einem nicht unwahrscheinlichen Ereigniß entgegen.

Es war freilich ein voreiliges und thörichtes Frohlocken, wenn man damals vor und mit dem Sturz des Jesuitenordens einen ruhigen, friedlichen und gedeihlichen Sieg jener einseitig gefaßten „Aufklärung“ zum Heil der Menschheit kommen zu sehen glaubte. War man doch

dabei in Gefahr die geschichtliche Selbstoffenbarung Gottes in Christo vollständig zu vergessen. Hundert Jahre später haben wir es erlebt, daß der nie ruhende Geisteskampf eine entgegengesetzte, für Humanismus und lauterer Schriftwort gefahrdrohende Wendung nahm. Mögen aber auch die Wege, die Gott uns führt, uns verborgen bleiben, der christlichen Hoffnung steht das Ziel derselben nach der Verheißung unverrückt fest.

Wie sehr diese Angelegenheit von weltgeschichtlicher Bedeutung unsern Vorgesetzten beschäftigte, können wir nicht umhin durch eine Stelle aus seinem Tagebuch, mit Uebergang des Weiteren, wörtlich zum Ausdruck zu bringen. Da sagt er: *Procedamus ad aliam materiam, quae hisce annis litteratorum in se convertit attentionem. Haec sunt inexpectata illa fata, quae jam experitur per omnem fere Europam famosa neque minus formidolosa illa Loyolae progenies. Floruit haec opulenta familia uti sedis papalis propugnaculum inexcuperabile per 2¹/₂ saecula, secunda illa fortuna gavisiva qua nulla societas religiosa magis, concussa aliquoties, sed non tam percussa ad hodie.* Wir bewundern unsern Vorgesetzten, der auf einer livländischen Landpfarre, fern vom Tumult des aufgeregten Europa, mit einem so richtigen Scharfblick und theilnehmendem Herzen mit kräftigen Strichen die Schicksale dieses Ordens zu schildern weiß, wenn wir uns auch enthalten müssen, auf seine Betrachtungen über denselben näher einzugehen. Besonders aber erfüllt es uns mit Achtung vor seinem klaren Geist, wenn er sich dahin äußert, er beneide nicht den Scharfblick mancher seiner Zeitgenossen, die nunmehr, gestützt auf die Weissagungen Matth. 16, 3, sowie der Propheten und der Apokalypse die Stunde glauben gekommen zu sehen, da die große Babel vollständig fallen werde. Auch

sieht er nicht in dem persönlichen Antichrist, als vielmehr in der entchristlichten depravirten Christenheit den Feind der Sache Christi, was er weitläufig erörtert. Noch heute scheint beherzigenswerth, was er am Schluß seiner Betrachtung schreibt: *Vaticani sagacitas politica* (die wahrlich 1884 nicht schwächer geworden ist) *vincit aularum artes profundas, sic obtinebit principatum tam diu quam non certatur nisi armis mere politicis quod autem non ita dixissemus, si alia eaque sanctiora intervenirent arma, e. gr. ut Reformationis tempore: Gideon Jud. 7, 20 et clypeus fidei adjutore Verbo divino etc. Talis Gideonis adparitio mihi indubitatum erit signum delendae Carthaginis mysticae!* Wahrlich, ein Bosfaunent, in welchem Luther's Geist sich kund giebt!

Mit dem Anfange des Jahres 1769 kam schweres Weh und Leid über sein Haus. Vor allem war es der Tod seiner innigst geliebten Gattin Dorothea Carolina Peterson, am 13. Januar, der sein Herz mit Gram und Schmerz erfüllte. „Was ich nach einer 24jährigen Gemeinschaft ehelichen Glückes verloren, ist nur Gott und mir allein bekannt!“ ruft er aus.

Und schon bald darauf am 10. August traf ihn ein neuer harter Schlag, indem seine jüngste Tochter Christiane Sophie im Alter von 12 Jahren, der hoffnungsreiche Trost seines kommenden Alters, ihm durch einen frühzeitigen Hingang entrissen ward.

Im November desselben Jahres erhielt er vom Oberconsistorium den Auftrag die neu erbaute schöne Kirche zu Schloß Ritsau einzuweihen, was ihn veranlaßt, Näheres über den Bau dieser Kirche im Tagebuch niederzuschreiben. Die Gründung dieses stattlichen Kirchengebäudes (hae

aedes spectabiles eminent inter reliqua Livoniae templa) hat die Gemeinde einzig und allein der illustren gräflichen Familie von Fermor zu verdanken. Graf Fermor, wohlverdienter russischer Feldherr, Besitzer von Schloß Mitau, angeregt durch das Beispiel einer Anverwandten, der ehrwürdigen Matrone Gräfin de Bruce, Wittve des Generals von Alberti, die für dieses fromme Unternehmen ein beträchtliches Legat vermacht hatte, ließ das in Stein begonnene Werk in 5 Jahren vollenden und reich ausschmücken. Am 23. Sonntage nach Trinitatis 1769 konnte die Einweihung feierlich vollzogen werden. Um 9 Uhr Morgens begab ich mich, erzählt Lange, in Begleitung mehrerer Pastoren aus der Nachbarschaft in die alte Kirche und forderte die Gemeinde auf, Gott zu danken für die hier empfangenen Wohlthaten zu ihrem Seelenheile und schritt, nach Anstimmung des Abschiedsliedes „Gottlob, es ist vollbracht“, an der Spitze des Festzuges der neuen Kirche zu, die auf dem Hügel des ehemaligen Schlosses steht, wo eine große Versammlung aus der ganzen Umgegend uns erwartete. In Begleitung von zwei Predigern bestieg ich den Altar, wo ich, nach Abfindung des Liedes „Komm heil'ger Geist, o Herr Gott“ unter Kniebeugung, die Festrede über Exod. 20, 24 hielt, worauf das Ganze mit einem Gebete und „Herr, Dich loben wir“ schloß. Zur Erhöhung der Feier ließ nun der Graf vom Schloß 300 Kanonenschüsse ertönen. Nach dem deutschen Gottesdienst folgte der lettische in ähnlicher Weise, mit Abendmahlsfeier und einigen Taufen und Trauungen. Außer dem sonstigen Schmuck, womit die Kirche ausgestattet war, gaben drei schöne Glocken, ein Altarbild, Leuchter und silberne Gefäße Zeugniß von dem frommen Sinn und der Munificenz des Patrons.

Im Anfange des Jahres 1770 hatte Lange die Wahl zweier Prediger auf den zu dem Zweck anbeordneten Kirchspielsconventen zu Urrasch und Schujen zu leiten. Für Urrasch wurde gewählt der bisherige Pastor adj. zu Loddiger Linde (aus der Lausitz gebürtig, später Pastor zu Neu-Pebalg und Propst, der sich, was damals auch unter den Predigern vorkam, in Wien nobilitiren ließ), für Schujen der Candidat Du Bois, ein unglücklicher Sonderling von unstäter Lebensführung, deren Einführung in ihre Aemter auch Lange zu vollziehen hatte.

Nun folgt aus dem Jahre 1770 im Tagebuch eine längere Betrachtung über den damaligen Stand der theologischen Wissenschaft und der kirchlichen Zeitverhältnisse. Man ersieht daraus wieder, daß Lange, so sehr ihn das Nächstliegende nach Beruf und Neigung in Anspruch nahm, doch nie den weiteren Kreis des geistigen Lebens aus dem Auge verlor. Offenbar war es ihm ein inneres Herzensbedürfniß, die Ergebnisse seiner Privatstudien wie seiner Erfahrungen in stillen Mußestunden seinem Tagebuch anzuvertrauen, wenn auch zu keinem andern Zweck, als um durch Niederschreiben seiner Gedanken sein bis dahin erworbenes Wissen und Erkennen zu klären und zu vervollständigen. Somit brachte er den nachahmungswerthen Grundsatz praktisch zur Ausführung, daß man nur so viel wahrhaft sein geistiges Eigenthum nennen kann, als man sich angelegen sein läßt, durch das Wort in Rede und Schrift zum Ausdruck zu bringen, indem man die leere Entschuldigung bei Nichtbefolgung dieser Methode, „man habe keine Zeit“, bei Seite stellt. So verfolgte er mit Aufmerksamkeit die verschiedenen Richtungen, welche die theologische und philosophische Wissenschaft auf den deutschen Universitäten nahm, und begleitete sie mit seinen Bemerkungen. Da entging es ihm nicht,

daß in den letzten 20 Jahren eine ganz merkwürdige Wandlung in der wissenschaftlichen Methode, namentlich der Schriftforschung und der psychologischen Erkenntnistheorie, sich geltend gemacht habe. Lange urtheilt über sie sehr abfällig und nennt sie eine verderbliche, nicht ahnend, welche neue Bahnen seit Lessing, Herder und Kant sich öffnen würden. Die jungen Candidaten, welche inzwischen ihre Bildung gewonnen hatten und nun ad oras arasque Livoniae herüber gekommen waren, schienen ihm den augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß die alten Pfade der Erkenntniß und des Glaubens verlassen seien. Die mit Pietät gepflanzte ehrwürdige Orthodoxie, das Studium des Hebräischen und der classischen Sprachen werde vernachlässigt und zurückgestellt. Die feste Basis des kirchlichen Bekenntnisses wanke, erschüttert in allen Fugen. An Stelle der Offenbarung des göttlich inspirirten Schriftwortes sollte die ratio der mathematischen und syllogistischen Demonstration treten. Mit unglaublicher Leichtfertigkeit, sagt Lange, werde das Studium der Dogmatik, der Philologie und des alttestamentlichen hebräischen Codex geringschätzig behandelt. Die Forderung, daß eine tüchtige Durchbildung im Hebräischen, Griechischen und in der Handhabung der Latinität für einen rechtschaffenen evangelischen Theologen unerläßlich sei, erscheine Vielen, die dem neumodischen Zeitgeschmack huldigen, veraltet und überflüssig. Was wir die genetisch-historische Entwicklung der geoffenbarten Heilswahrheit nennen, war damals freilich unverständlich. Es gab nur ein Entweder-Oder: entweder das starr fixirte und formulirte Dogma annehmen, oder zugleich mit einer Verwerfung desselben die ewig gültige Substanz der Heilswahrheit über Bord werfen.

Merkwürdiger Weise fehlte es damals, mitten in der Zeit einer negirenden Aufklärung, allerdings auf einem

ganz anderen Standpunkt, nicht an Hoffnungen der seltsamsten Arten, die mit dem Sturz des Jesuitenordens und dem mehr gewünschten als wirklichen Fall der römisch-päpstlichen Autorität so wie gewissen politischen Ereignissen in Verbindung standen und die Lange ebenfalls näher zu erörtern nicht unterlassen kann. Scheint es doch, daß die geistige Veranlagung des Menschen stets dahin strebt, den Kreis seines Wissens und seiner Erkenntniß fort und fort dergestalt zu erweitern, daß dabei von Grenzen des endlichen Geistes völlig abgesehen wird. So löblich es auch immerhin sein mag, das Wissensgebiet des menschlichen Geistes nicht willkürlich zu verengen, so wird eine vorsichtige, unbefangene Erkenntnißtheorie doch schließlich zum Facit kommen, daß es für uns ein Maß und Ziel alles menschlichen Wissens giebt, über das wir nie und nimmer im Diesseits hinausschreiten werden und daß das Darüberhinaus nur der gläubigen Ahnung sich öffnet, wenn wir in dem ethischen Begriff der Heiligkeit Gottes den festen Stützpunkt für unser Denken und Wollen gefunden haben, von dem aus der Ruf Christi: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ uns zu einem Werdeproceß auffordert und uns ein seliges Ende in gewisse Aussicht stellt. Einseitige Verstandesthätigkeit aber mit Ignorirung der höchsten sittlichen Forderungen hat von jeher es an Versuchen nicht fehlen lassen, die Räthsel des Welt- und Menschendaseins lösen zu wollen, wobei eine irrlicherirende Phantasie oft mit dem brutalsten Materialismus einen verderblichen und verhängnißvollen Bund schloß. Wo die empirische Naturforschung und die Heils offenbarung Gottes in Christo dem Wissenstrieb des endlichen Geistes ein Halt gebot und dem Erkennen eine Grenze zog, da sollte auf selbstgewählten Wegen das Unerreichbare gefunden werden.

Die Culturgeschichte der Menschheit liefert unzählige Beispiele solcher phantastischen Verirrungen, die wir immerhin als unvermeidliche Stadien der zum Bewußtsein ringenden Vernunft betrachten mögen. Ein auffallendes Beispiel solcher Art bieten gerade jene Decennien des 18. Jahrhunderts, die unser Lange als die der „Aufklärung“ so bitter beklagt. In seltsamstem Contrast tauchte neben vernennenden Geistern, welche den Untergang der Grundprincipien des Christenthums in Aussicht stellten, eine Richtung auf, die in den Mysterien des Ueberfönnlichen und Ueberirdischen emsig wühlte, weit über das Ziel hinauschoß und mit willkürlicher Auslegung der Lehrstücke der heiligen Schrift von den letzten Dingen die Ausfagen der Propheten, Apostel und des Herrn selbst in ihren Dienst zwang. Wir wissen, wie zahlreich die Adepten dieser Geheimnißkrämerei fort und fort sich mehrten, ja wie bis in unser 19. Jahrhundert hinein vor unseren Augen das wüste Gebahren des Spiritismus mit seinen Hallucinationen, Geisterbeschwörungen, sinnlichem Verkehr mit Verstorbenen, trivialen Mittheilungen derselben u. bei vielen Verblendeten Anklang gefunden hat. Unser Lange äußert sich über diese Dinge, so weit sie damals im Stadium ihrer ersten Entwicklung standen und er Kenntniß von ihnen hatte, höchst mißbilligend. Dazu kam noch ein Umstand, den er nicht unerwähnt läßt. Besonders construirte Köpfe ließen es sich angelegen sein, die Wiederkunft und den Sturz des Antichrist, wofür in unsern Tagen weniger Geschmack zu sein scheint, auf Jahr und Tag zu berechnen, wobei die Zahlentheorie rabbinischer Weisheit, die Aufhebung des Jesuitenordens und die Siege der Russen über die Türken eine sichere Handhabe zu geben schienen. Mit Unmuth wendet sich Lange von diesen

verfehrten und müßigen Untersuchungen ab. Wir folgen getrost seinem Beispiel.

Inzwischen sind wir zu einem unerwarteten und plötzlichen Wendepunkte gelangt, der unsern Lange am Abende seiner letzten Lebensjahre doch noch zu der höchsten Stellung in der Kirche Livlands führte, für welche sich ihm schon 25 Jahre früher eine Aussicht eröffnet hatte.



IV.

Ausgang.

Jakob Lange Generalsuperintendent.

1771—1777.

Zimmermann's und Lange's Stellung zu Herrnhut. Introduction in das Generalsuperintendenten-Amt. Rede des Regierungsraths v. Campenhausen. Erste Amtsgeschäfte. Schlüsse aus dem was Lange nicht gesagt hat. Lange im Vergleich zu seinen Nachfolgern Lenz und Sonntag. Er fühlt sich verlassen und unbehaglich in Riga. Heirathet zum dritten Male. Seine Nachkommenschaft. Die allgemeine Kirchenvisitation der Jahre 1774 und 1775. Lange's Unzufriedenheit mit der Art, wie dieselbe in's Werk gesetzt wurde. Er fühlt sich zurückgesetzt und zieht sich schließlich ganz von aller Betheiligung an der Sache zurück. Wehmüthige Schlußworte des Tagebuchs. Notiz des St. Jacobi-Kirchenbuchs über seinen Tod. Sein lettisches Lexikon endlich gedruckt. Schicksale seiner Bibliothek. Verse aus seinem Hymnus an das Kreuz.

Es war im Februar 1745 gewesen, als der 34jährige, so eben erst von Wohlfahrt nach Smilten berufene Pastor Jakob Lange zugleich mit dem Pastor zu Paistel J. A. Zimmermann von der livländischen Ritterschaft durch den Generalgouverneur De Lacy an zweiter Stelle zum Generalsuperintendenten von Livland höheren Ortes präsentirt wurde. Wir wissen aus dem Obigen, daß Lange während seines Aufenthaltes in Petersburg mit verschiedenen einflußreichen Personen in Verbindung gekommen war, die ihm auch später ein gutes Andenken bewahrten. Die

Verfuchung lag nahe, wäre er irgend ehrgeizig gewesen, sich diese Beziehungen zu nutze zu machen. Aber im Gegentheil, Lange selbst that Alles, um seine Wahl zu hintertreiben, und so wurde denn damals Zimmermann, 5 Jahre älter und 7 Jahre länger im Amt, zum Generalsuperintendenten bestätigt und den 15. September 1745 in der Jacobikirche zu Riga, gleichsam der Kathedrale der lutherischen Kirche Livlands, feierlich introducirt.

Zimmermann war ein leidenschaftlicher Gegner des damals schon in Livland weit verbreiteten Herrnhutismus, wie C. E. Napiersky schreibt. Die Gegnerschaft, die er 25 Jahre lang während der ganzen Dauer seines geistlichen Oberhirtenamtes zu bethätigen nicht aufhörte, war aber nicht im Stande, die weitere Ausbreitung und Festsetzung Herrnhuts in Livland zu verhindern. Wir übergehen seine fruchtlosen Bemühungen um so mehr, als die Kleinigkeiten, die von ihm im Druck erschienen sind, in keiner Beziehung zu diesen Bemühungen stehen. Er starb den 8. October 1770. Lange war inzwischen 59 Jahr alt geworden und hatte vielfach Gelegenheit gehabt, seine tüchtige Persönlichkeit zur Geltung und Anerkennung zu bringen. Daß auch er mit Herrnhut nichts zu schaffen haben wollte, wissen wir. Obgleich er aber nichts weniger als ein Freund der herrnhutischen Neuerungen war, da ihm die bedenklichen Schattenseiten derselben nicht entgingen und er von ihnen kein sonderliches Gedeihen für die lutherische Kirche im Lande erwartete, so hören wir doch von keinen Conflicten mit ihnen. Bei den Untersuchungscommissionen, an denen er, wie wir wissen, als Mitglied sich betheiligen mußte, erwies er sich stets unbefangen und maßvoll. Sehen wir ihn doch allezeit nicht blos religiösen Gefühlen zugänglich, sondern im innersten Herzensgrunde von ihnen getragen, so daß er jeden Ausdruck derselben,

wo ein solcher ihm begegnete, falls aus einer lauterer und aufrichtigen Gesinnung stammend, zu respectiren nicht umhin konnte. Daß er freilich in einzelnen Fällen die verschiedenen Quellen der Empfänglichkeit unseres Landvolks für das Herrnhuterwesen, die uns heutzutage zu erkennen nicht schwer fällt, noch nicht zu finden wußte, lag in den Umständen seiner Zeit.

Man mag im Princip mit Recht Vieles an Herrnhut anzusehen haben und insbesondere die Praxis der Emissäre („Diakonen der Brüdergemeinde“) mitten in der lutherischen Kirche in Livland störend und tadelnswerth finden, so ist doch dieser, wenn auch mißlungene Versuch zur Einigung der drei Hauptfractionen der evangelischen Christenheit keineswegs den kirchenspaltenden Sekten, wie z. B. den Baptisten u., gleich zu stellen. Nicht blos schloß er sich dem Bekenntniß der Augustana an, sondern er wollte auch ausgesprochenermaßen nur den glimmenden Docht der Liebe zum evangelischen Glauben zu hellem Feuer ansachen, mit dem Vorbehalt freilich, gewisse besondere Ordnungen und Einrichtungen in denjenigen Kreisen der lutherischen Gemeindeglieder, die Herrnhut zugethan waren, zu schaffen und aufrecht zu erhalten, ohne dadurch den übrigen Verfassungsbestand der lutherischen Kirche zu alteriren. Das mag nun in bester Absicht geschehen sein. Allein die Ausführung hatte zur Folge, daß doch eine gewisse Entfremdung und Spannung der Gemüther den Pastoren gegenüber sich geltend machte, die sich für verpflichtet erachteten, die durch das Loos zu ihren Würden erhobenen Liebhaber der Brüdersache nicht eo ipso als die Auserwählten des Herrn anzuerkennen, während diese in den Wahn verfielen, sich für den Weizen unter dem Unkraut zu halten. Vor 50 Jahren — wir haben es selbst erlebt — schwärmten viele der tonangebenden Pastoren

für die von Herrnhut geschaffene und getragene „Gläubigkeit“ dem kalten und dürren Rationalismus gegenüber. Herrnhut schien damals auf der Höhe seines Ansehens zu stehen. Hunderte von Bethäuser waren in Livland erbaut, unter freundlicher Bewilligung der Gutsherren, die ihrem Volk mehr oder weniger zustimmend oder gleichgültig diese stille aparte Erbauungspflege gönnten, wobei die Zugehörigkeit zur Predigt und den Sakramenten der Kirche durchaus nicht vermisst ward. Welch' eine Erschütterung das Ansehen Herrnhuts in der Folge, nach einem 10jährigen hartnäckigen „Klagen der Geister auf einander, erfahren hat, ist bekannt. Die reine Lehre des confessionellen Luthertums errang den Sieg. Merkwürdig bleibt dabei, daß mit dem Abfall der Beförderer Herrnhuts unter den Pastoren die Sache der Brüder lahm gelegt ward. Welche kirchliche Wirren anderer Art seitdem über Livland kamen, ist hier nicht der Ort zu erwähnen. Doch erscheint uns gewiß, daß bei einiger Nachgiebigkeit von Seiten der Vertreter Herrnhuts, die ihre ursprüngliche Aufgabe vergaßen, die Sache einen friedlichen ja heilsamen Ausgang genommen hätte, wie wir denn nicht in Abrede stellen werden, daß wir Manches Herrnhut zu verdanken haben, ja sogar einige ihrer Einrichtungen als wohlthätige Förderungsmittel der Frömmigkeit angenommen worden sind.

Nach dieser kleinen Abschweifung beim Blick auf die von uns erlebte Zeit, die wir uns erlaubt haben, kehren wir zu unserer Geschichtserzählung zurück, und zwar lassen wir Lange selbst reden, wie er in seinem Tagebuch am 1. Januar 1771 seinen neuen Lebensabschnitt mit folgenden Worten einleitet: Sic concludam ut incepi. So will ich schließen wie ich angefangen habe. Psalm 18, 43: Der Herr rüstet mich mit Kraft, und was noch des

Weges dem Wanderer übrig ist, das wird Er richtig leiten, et quid viae viatori restat dabit Idem rectum,“ — dazu noch aus dem Properz „in magnis voluisse sat est“ und aus Horaz der gleichfalls bekannte Spruch „aequam memento in rebus arduis servare mentum“.

Der schon vor 25 Jahren in Aussicht genommene Generalsuperintendent war nunmehr als solcher berufen. Mit der Anzeige seiner Bestätigung durch Allerhöchsten Ukas vom 24. December 1770 erhielt er zugleich den Befehl, unverzüglich zur Uebernahme seines Amtes in Riga zu erscheinen. So hielt er denn vor seiner Gemeinde in Smilten den 1. Januar 1771 seine Abschiedspredigt, woselbst er 25 Jahre unter mancherlei Sorgen und mit ganzer Hingebung treu und segensreich gewirkt hatte, nachdem er vorher 8 Jahre Pastor zu Wohlfahrt gewesen. Am 23. Januar 1771 hielt er bei seiner feierlichen Inauguration in der Jakobikirche zu Riga seine Antrittspredigt über Jesaias 51, 16: „Ich lege mein Wort in Deinen Mund, und bedecke Dich unter dem Schatten meiner Hände, auf daß ich den Himmel pflanze und die Erde gründe und zu Zion spreche: Du bist mein Volk.“ Hiernach erfolgte seine Einsetzung in das hohe Amt durch den dazu vom Generalgouverneur beauftragten Regierungsrath Freiherrn Johann Christoph v. Campenhausen, dessen an Länge gerichtete Ansprache demnächst auch, gedruckt in Riga „mit Froelichschen Schriften“, herausgegeben wurde. Wir nehmen keinen Anstand, diesen nach dem Ausdruck einer zeitgenössischen Zeitungsnotiz „wohlgesetzte“ Rede aus einem Exemplar derselben, das sich in der Rigaschen Stadtbibliothek erhalten hat, hier vollständig zu reproduciren. Auch sie wird dazu dienen, den Unterschied der Sitten von damals und jetzt in ihrer Weise zu veranschaulichen.

Campenhausen's Ansprache lautete:

Zu denen unzähligen Wohlthaten, deren sich Liefland unter dem Glorreichen Rußisch-Kayserlichen Scepter erkenntlichst erfreuet, rechnet es billig den huldreichen Schutz, den unsre Religion sowohl in ihren Glaubenslehren, als in ihren kirchlichen Einrichtungen ununterbrochen genießet.

Gedankt sey es der Güte Gottes und unserer Großen Monarchin, daß das helle Licht des Evangelii nach dem Lehrbegriff unseres Augspurgischen Bekenntnisses bey uns in seinem ganzen Glanze leuchtet daß bey uns die Tempel des Herrn von Lehrern erschallen, die sowohl den Unterthan als den Christen beydes für diese und jene Welt bilden. Dank sei es dieser weisen Landesmutter, daß Kirchen und Schulen im Lande blühen, daß man allhier Hirten sucht und wählet, die, da sie ihrem Urbilde, dem Erzhirten, dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens nachahmen, Vorbilde der Herde werden. Für alle diese unserer Kirche wiederfahrende Wohlthaten empfahe diese unsere unsterbliche Regentin von uns den Dank in der Zeit, bis die Ewigkeit Ihr den Lohn dafür bereitet.

Einen abermaligen Beweis der Landesmütterlichen Vorsorge, für die Conservation des Kirchen-Stats dieser Province, haben Ihre Kayserlichen Majestät dadurch zu geben geruhet, daß Allerhöchst dieselbe die durch das Absterben, weyland Herrn General-Superintendenten Zimmermann erledigte Aemter eines General-Superintendenten und eines Praesidis Ecclesiastici des Kayserl. Ober-Consistorii, dem bisherigen wohlverdienten Probst zu Smilten, Herrn Jacob Lange, anzuvertrauen allergnädigst beliebet.

Je mehr eine drey und dreyßigjährige treue Amtsführung diese Wahl und den allgemeinen Beyfall rechtfertiget, je vollkommener ist die Zuversicht, mit welcher ich mich gegenwärtig zu Ihnen, mein Herr General-Superintendenten wende, und Ihnen im Namen des Dreyeinigen Gottes, und auf Befehl Ihrer Kayserlichen Majestät unserer Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Kayserin und Grossen Frauen, obgedachte beyde Aemter eines General-Superintendenten in dem Herzogthum Liefland und eines Praesidis Ecclesiastici in dem Kayserl. Ober-Consistorio zu Riga feyerlichst übertrage, auch durch diesen Actum zugleich allen Herren Praepositis und Pastoribus dieser Provinz Obrigkeitlich injungire, Sie, als das Ihnen vorgesezte Haupt zu erkennen, Ihnen mit aller Ehrerbietung, Liebe und Gehorsam zu begegnen, ihre Instructiones zu befolgen, Ihnen ihr Amt möglichst zu erleichtern,

und sich in allem so zu betragen, wie es der doppelte Eid fordert, den sie als Unterthanen und als Priester geleistet.

Die ebengerühmte vieljährige Erfahrung, die Sie, mein Herr, General-Superintendens, vor sich haben, überhebet mich der Bemühung Ihnen bey dem Antritte dieser Bestellungen die Wichtigkeit beydes der Pflichten und der Folgen ihres Amtes zu Gemüthe zu führen. Sie wissen, daß jene das Heil der Seelen betreffen; Kan ein Gegenstand höher und wichtiger seyn? Sie werden selbst mit einem frommen gewissenhaften Schauer überdenken, wie groß der Umfang Ihrer Pflichten heute werde, wann Sie erwegen, daß in diesem Augenblick statt der Hunderte, die Ihnen anvertrauet gewesen, weit mehr Tausende auf Ihre Seele gebunden werden, und daß gleichsam die Pflichten aller derer, die unter Ihnen in dem Weinberge unseres Gottes arbeiten sollen, sich bey Ihnen vereinigen, und gewissermaassen mit auf Ihre Rechnung kommen. Hier wird Ihnen Ihr eigenes Gefühl sagen, daß auch die wachsamsten Augen und die angestrengtesten Kräfte eines Aufsehers oder Episcopi unhinlänglich sind, wann Ihnen nicht das Auge und die Kraft des Hüters Israel zu Hülfe eilet.

Doch auf diese göttliche Stütze gelehnet, wird keine Pflicht zu schwer, alle Mühe leicht, alle Arbeit glücklich werden. Ich darf also bey dieser Hoffnung alle weitere Betrachtungen, die auf Ihre Person fallen, und alle Admonitiones dieser Art mit Vertrauen einstellen. Nur einige Momenta, die die Obiecta ihrer Aemter tangiren, kan ich um so weniger unberührt lassen, als das würdige Haupt dieses Landes mir bey diesem feyerlichen Actu solche in Erinnerung zu bringen, aufgetragen.

Nächst der scrupuleusesten Wahrnehmung Ihrer Amts-Obliegenheit in der Ordination der einzuweihenden Lehrer, werden der Herr General-Superintendens Sich den Unterricht der Jugend bey den Bauern und die Kirchspiels-Schulen äusserst am Herzen liegen lassen. Sie werden bedenken, daß wie fast bey allen Menschen die Erkenntniß, die sie in der Jugend erhalten, ihren ganzen Lebenslauf bestimme, also bey diesem armen blinden Haufen die Schule, die eigentliche, ja die einzige Werkstätte sey, wo sie zu guten Menschen gebildet, wo ihnen die Verbindlichkeiten eingepräget werden sollen, in denen Sie gegen Gott, und gegen Obrigkeit und Geseze stehen.

In gleicher Absicht werden der Herr General-Superintendens über die beyde beste Mittel, Erkenntniß und Leben bey den Bauern zu bessern, mit vorzüglichem Eifer halten. Ich meine die von den Herren

Predigern zu verrichtende Catechisationes und fleißigen Haus-Besuchungen. Nichts ist Ihrer aufmerksamsten Inspection würdiger, als diese zwey Stücke; deren das erstere der einfacheste, aber natürlichste und geradeste Weg ist, dem gemeinen Mann Begriffe von Lehren und Pflichten beyzubringen, so, wie ohne dem letzteren alle Arbeit, alle Catechisationes, alle Canzel-Reden ohne Frucht und ohne Würfung bleiben.

Was im kleinen die Haus-Besuchungen sind, das sind im grossen die Visitationes der Kirchen. Diese sind das einzige Mittel allen guten Anordnungen Leben und Gewichte zu geben. Hier fordert also das Kayserl. General-Gouvernement des Herrn General-Superintendenten ganzen Amtseifer auf. Hier erwartet es alles, was Zeit und Kräfte gestatten werden, mit so mehrerer Zubericht, als jede Visitation ein Denkmahl Ihres Fleisses, Ihrer Treue und Ihres Ruhms bey den Nachkommen werden wird. Wenn übrigens Dero weitläufigtes Amt auf alle Zeiten und Beschäftigungen Ihres Lebens den gerechtesten Anspruch hat; So bleibt kein Zweifel übrig, daß der Herr General-Superintendent von Selbst alle Nebensachen und weltliche Händel, die Dero Amt nicht rühren, sorgfältig vermeiden werden.

In dem Kayserl. Ober-Consistorio, in welchem Sie Morgen rite, Siz und Stimme nehmen werden, werden der Herr General-Superintendens nicht minder Ihre Amts-Verbindlichkeiten nie aus den Augen verlieren. Bey denen Rechts-Sachen, die für dieses Forum kommen, lassen Sie Einsicht und Gewissen Ihre einzige Führer seyn; Befördern Sie den Lauf der Justice; Beherzigen Sie das Wohl der Kirchen in internis & externis, so, wie es die Geseze und Landes-Verfassungen mit sich bringen; Und so viel an Ihnen ist, jagen Sie, nach der Ermahnung des Apostels und Ihrer heute gethanen Erklärung, dem Frieden nach, der Collegialischen Einigkeit, die bey allen Amts-Verrichtungen den besten Succes gewähret. Es wird Ihnen hierin hoffentlich um so mehr glücken, als Ihre Herren Collegen von gleichem Geiste, von gleichem Eifer belebt seyn werden, so wie ich die gegenwärtigen Glieder dazu Amtspflichtig ermahne.

Endlich lassen Sie Sich auch das Kayserl. Lycaeam anempfohlen seyn. Seyn Sie als Scholarcha dieses Instituti dahin bemühet, daß dies vortrefliche Monument Landesherrlicher Vorforge für die Jugend, die Absicht seiner Stiftung, Restauration und großmüthigen Unterhaltung erreiche.

Doch was will ich mehr von Amtspflichten einem Manne sagen, der schon seit 33 Jahren gezeigt, daß er seine Pflichten kennt, und daß er sie liebt.

Ich will nur noch mit Ihnen, mein Herr General-Superintendent, einen Blick auch auf die Wichtigkeit der Folgen Ihrer Amtsführung werfen. Auch hier kan ich Ihnen nichts sagen, was Sie nicht schon wissen, was Ihnen nicht aus denen göttlichen Aussprüchen, aus jenem heiligen Buche und Worte bekannt wäre, dessen treuer Diener Sie schon so viele Jahre gewesen. Sie wissen, daß, wenn es hier an einem Orte heißet: die Ältesten, die wohl fürstehen, sollen zwiefacher Ehre in dieser Welt werth seyn, und in jener, weil sie viele zur Gerechtigkeit gewiesen, leuchten wie des Himmels Glanz; es an einer andern Stelle laute: daß der Erzhirte dereinst das Blut der verlorenen Schafe von der Hand der Hirten fordern werde. Himmel und Hölle warten also auf Sie, nachdem Sie diese Stelle betreten, von der Sie weiter keinen andern Gang in die Welt und keinen Schritt weiter übrig haben, als in die Ewigkeit. Und da mögen sich dereinst, wie wir wünschen und hoffen, die Pforten für Sie mit der Stimme aufthun: Gehe ein du getreuer Knecht, gehe ein in deines Herren Freude!

Mit diesen Wünschen begleiten wir Sie zu den Altären des Herren, bey denen Sie ihre Verbindungen gegen Ihren Gott, gegen Ihre Souveraine, und gegen das Ihnen anvertraute Amt eingehen sollen, Verbindungen, die Sie nicht nur mit dem Munde und der Hand, sondern auch mit Herz und Seele bekennen, und mit Leben und Werken bewähren werden. Ich aber schliesse mit der Versicherung, daß wie der Herr General-Superintendent sich durch eine treue Amtsführung der Gnade Ihro Kayserlichen Majestät würdig machen werden, Sie von Seiten Sr. Excellence unseres Herren General-Gouverneuren und des Kayserlichen General-Gouvernements alles Schutzes und alles willfährigen Beystandes in alle deme gegenwärtigen können, was die Ausbreitung der Ehre Gottes, die Unterstützung Ihrer dahin zielenden Pflichtmäßigen Bemühungen und das Beste des Publici jemals erheischen wird.

Am folgenden Tage geschah Lange's Einführung im livländischen Oberconsistorium als geistlicher Präses. Sofort gab es manchen Aufgaben nachzukommen, die eine baldige Erfüllung beanspruchten. Verschiedene erledigte Pfarrstellen waren mit entsprechenden Pastoren neu zu besetzen, denn nicht jeder passe bekanntlich für jede Stelle. Einer kann an einer Stelle sehr erfolgreich wirken, während er

an einer anderen weniger passend ist. Die Gaben sind eben verschieden, und es ist gewiß die Aufgabe der Wächter Zions die Geister zu prüfen. Vor Allem zuerst hatte er die Freude, in dem Sohne eines alten Freundes und Studiengenossen in Königsberg einen würdigen Nachfolger für Smilten zu finden. So ward denn Ernst Gottfried Hassenstein bereits am 17. Februar von ihm ordinirt und den folgenden Sonntag in Smilten introducirt. Dieser treffliche Mann, der auch seine jüngste Tochter Caroline heirathete, welche die Stammutter ausgezeichneter livländischer Pastoren bis auf die neueste Zeit wurde, ward später Propst des Wendenschen Sprengels. Außer diesem ordinirte er noch in demselben Jahre acht Candidaten: J. D. Wahr für Palzmar, J. C. Brauns, einen Magdeburger, für die neu begründete Colonie zu Saratow; P. W. Biel zum Diaconus von Wolmar, Großjohn des Zacharias Biel, gleichfalls livländischen Predigers, dessen tragische Schicksale im nordischen Kriege C. C. Napierſky (Beitr. zur Geschichte der Kirchen und Prediger) zwar kurz und bündig, aber sehr verständlich erzählt hat H. G. Stückel, aus Hapsal gebürtig, für Bartholomäi, C. F. Pflugradt aus Riga für Dahlen; Gustav Bergmann aus Livland für Arrasch; J. J. Hartmann aus Kurland für Harjel; Paul Besarovius aus Preußen für Matthiä. Unter solchen Umständen, da noch andere Pfarren zu besetzen waren und augenscheinlich ein großer Mangel an Candidaten fühlbar wurde, erließ er eine Vorschrift an sämtliche Pröpste, ihm jährlich einen genauen Bericht über die in ihrer Diöcese sich aufhaltenden Studiosen, Literaten und Hauslehrer, die sich zum Predigerstande qualificirten, einzusenden. Diese Maßnahme erschien ihm in doppelter Hinsicht wichtig und erspriesslich. Einmal ergab sich, daß auf den Landgütern

hier und da eingewanderte Ausländer sich befanden, die auf deutschen Universitäten ihre theologischen Studien gemacht, aber jahrelang als Hauslehrer dienend, schließlich den Muth verloren hatten, beim Consistorium das examen rigorosum zu wagen. Diese sollten durch freundliche Zuspache (*blando incitati alloquio*) animirt werden, sich mit erneuerter Freudigkeit dem geistlichen Amte zuzuwenden. Zum andern machte er die Entdeckung, daß in Livland an verschiedenen Orten Studirte in privater Zurückgezogenheit sich aufhielten, die früher den „Mährischen Brüdern“ zugethan, keine Hoffnung hatten, allhier irgendwie in Kirchen oder Schulen eine Stellung zu erlangen. Diesen suchte er sich zu nähern, sie ihrer „fanatischen“ Einseitigkeiten zu überführen und sie mit Darlegung der Reinheit und Nichtigkeit der hiesigen *doctrina publica* zur Ueberzeugung zu bringen, daß es für sie wohlgethan sei, sich als Candidaten des lutherischen Predigtamtes zu präsentiren. So hatte er Veranlassung, abermals die Zinzendorffsche Theologie und Arbeit in Livland, die ihn schon vor 20 Jahren angelegentlich beschäftigt hatte, schärfer in's Auge zu fassen. Aus den Schriften von Spangenberg (dessen „Leben Zinzendorfs“) und Daniel Cranz („Die alte und neue Brüderschaft“) ersah er mit Befriedigung, daß bei den Nachfolgern eine erfreuliche Ernüchterung eingetreten sei, indem diese das geschmacklose „Kreuzluftvögelein“ und das Spielen mit dem Lämmlein und seinen Wunden mißbilligten und bedauerten. Man schien zu der Ueberzeugung zu kommen, daß gewisse Ordnungen der Brüdergemeinde, wie sie in Herrnhut localisirte Pflege fänden, schwerlich in großen Landeskirchen anzuwenden seien: *in paucitate disciplina adhiberi queat, quae in multitudine vix sufficit*. So sah Lange schon bei Lebzeiten, wie er das mit sichtbarer Be-

wegung ausspricht, daß eine neue Spaltung der evangelischen Kirche durch Herrnhut nicht zu fürchten sei, indem sowohl in England, Amerika und Deutschland, namentlich in Brandenburg, als auch in Rußland die kleinen Brüdergemeinden vor den großen Landeskirchen nicht Stand halten würden. Betrachtete doch auch der h. Synod in Petersburg die Brüderkirche gleichsam nur als eine besondere Unterabtheilung der lutherischen Kirche, so daß sie in solcher Qualification von der Kaiserin Catharina II. Schutz und Anerkennung erhielt, wobei das kaiserliche Wort gesprochen sein soll: „Die Brüder seien auch in Livland zuzulassen, vorausgesetzt ihre Uebereinstimmung mit der lutherischen Lehre.“ Aber bei all diesem friedlichen Anschein hegte Lange doch ein stilles Mißtrauen gegen die scheinbare Ruhe. Er kannte, wie er schreibt, die nicht leicht zu dämpfende Gluth, die jeder sectirerischen Bewegung inne wohnt und die von einem Zündstoff zeugt, der bei mangelnder richtiger Leitung und Verwendung dem Ganzen Gefahr bringen kann. Er wundert sich, daß man aus andern Beispielen der Kirchengeschichte nicht eine warnende Lehre entnommen habe zur richtigen Behandlung der mit der Zeit für die Landeskirche immer unbequemen Stellung, die Herrnhut zu usurpiren aufgelegt schien. Wir sind dagegen der Meinung, daß, wenn wir noch im Jahre 1838 schreiben konnten: „Herrnhut ist eine Macht unter uns“ (livl. Synodal-Protocoll), wir selbst an diesen Uebergreifen die größte Schuld getragen haben. So weit davon!

Bevor wir fortfahren, den noch übrigen Inhalt des Tagebuches, so weit es dem Zweck angemessen erscheint, zusammenzustellen, erlauben wir uns einige Bemerkungen einzuschalten, um Lange's Persönlichkeit und die damaligen Zeitverhältnisse in ihren gegenseitigen Beziehungen zu einander in das rechte Licht zu stellen, indem wir auch aus

dem, was Lange nicht sagt und mit Schweigen übergeht, ein Paar fruchtbare Schlüsse zu ziehen für angezeigt erachten.

Merkwürdiger Weise erwähnt er mit keinem Wort die 25-jährige Wirksamkeit seines nächsten Vorgängers Zimmermann, obgleich eine Aeußerung der Sympathie für Diesen doch so nahe lag, da beide, wenn auch mit verschiedener Gemüths-erregung, von gleicher Ansicht über Herrnhut durchdrungen waren. Daß er sein erstes Begeggen mit dem würdigen Generalsuperintendenten Benjamin Fischer sofort nach seinem Amtsantritt in der Pfarre zu Wohlfahrt schildert, ist in der Ordnung. Auch daß er zu erkennen giebt, wie Fischer bald das Sprachtalent Lange's und seinen Eifer in der Erlernung des Letztlichen, so wie seine Arbeitstüchtigkeit überhaupt entgegenkommend zu würdigen wußte, befremdet uns nicht. Dagegen fällt es auf, daß er von den beiden Bruiningk, Vater und Sohn, von denen der erste 25 Jahr als Generalsuperintendent, zugleich auch als Senior der rigaischen Stadtgeistlichkeit in hervorragender Weise dastand, der andere, ein Zeitgenosse Lange's als Propst und Pastor zu Wolmar, mit Hingebung der herrnhutischen Theorie und Praxis zugethan war, — daß er von Diesen keine einzige Aeußerung zu verlautbaren sich veranlaßt sieht. Auch die drei großen Kirchenlichter Rigas im 17. Jahrhundert, Samson, Breverus und Johann Fischer, die doch zu Lange's Zeiten noch im Andenken leben mußten, läßt er ganz unerwähnt. Ja selbst das glänzende Genie-Meteor J. G. Herder, der vor kaum 2 Jahren, bevor Lange nach Riga übersiedelte, Riga verlassen hatte und gewiß noch die nachhaltigsten Erinnerungen seiner wenn auch nur 4 $\frac{1}{2}$ Jahren währenden persönlichen, wahrhaft zündenden Gegenwart in der gebildeten Gesellschaft zurückgelassen hatte, bleibt vollständig unbe-

rücksichtigt, als hätte ein Herder niemals in Riga gelebt. Ein so vortrefflicher Kenner der Kirchengeschichte Lange auch war, so scheint er für diese Partieen des uns Interessirenden kein Auge gehabt zu haben. Wir wissen, daß Luther in der Handhabung der deutschen Sprache einen neuen Ton anschlug, der aber während der folgenden zwei Jahrhunderte in eine trostlose Geschmacklosigkeit auszuarten drohte, bis Klopstock auftrat und alle Welt staunend aufathmete, und ein Lessing dem deutschen Sprachgenius eine Bahn brach, auf der die Glanzperiode der deutschen Classicität ihre Triumphe feiern konnte. Die Wurzeln der Gedanken und Reflexionen Lange's lagen offenbar zu weit zurück in der Vergangenheit, als daß er für diesen Anbruch einer neuen Zeit ein Sensorium haben konnte. Noch stand das alte Gesangbuch von Breverus, redigirt 1664, im Gebrauch. Die Unlust seiner Zeitgenossen an der vielfach hervortretenden „Geschmacklosigkeit,“ falschen Naivetät und Verfänglichkeit einer sich überstürzenden Bildersprache, trat immer mehr zu Tage. Innigkeit der „Empfindung“ fehlte nicht, aber edle Einfachheit des Ausdrucks ward vielfach vermißt. Ob Lange diese „Gesangbuchsnoth“, die damals immer entschiedener zu einer Revision der Gesangbücher hindrängte, welche die Kirche in der Folgezeit mehr als ein Jahrhundert lang beschäftigt hat, wobei man freilich oft genug über das Ziel schoß, mitempfand, bleibt dem Leser des Tagebuches verborgen, das sonst mit Bemerkungen über die Bewegungen in der gelehrten und kirchlichen Welt nicht kargt. Sollen wir daraus schließen, daß ihn diese die Geister lebhaft in Anspruch nehmenden Fragen weniger beschäftigt haben? Da wir uns in unserer „Geschichte des Rigaschen Gesangbuches“ über dieses Thema eingehender ausgesprochen haben, so überlassen wir getrost das Urtheil über diese Sache denen, die 40—50 Jahre

nach uns zu leben so glücklich sein werden, da heute mitten im Kampf der Parteirichtungen das letzte Wort noch nicht gesprochen werden kann. Uebrigens wollen wir gern einräumen, daß, wenn die Liebe zum „Alten“ nicht umhin kann, veraltete unschöne und befremdliche Redensarten, immerhin mit Vorsicht und Behutsamkeit, pietätvoll zu corrigiren, diese Praxis ihren Grund nicht sowohl in leidiger Kompromißmacherei hat, als vielmehr in der aufrichtigen Ueberzeugung, daß unsere Sprache, unser Geschmack, ja sogar unsere Weltanschauung in vielen Stücken sich von der unserer Alvordern, wie sie vor 200—300 Jahre waren, unterscheidet.

Wir nehmen jetzt den Faden unserer Berichterstattung nach Anleitung des Tagebuches wieder auf.

So war denn unser Lange zu Anfang des Jahres 1771 nach Riga übergesiedelt. Ob es ihm gelang, nachdem er 33 Jahre in Landpfarren gelebt und gewirkt hatte, sich in städtischer Sitte und Lebensweise, wie den Ansprüchen gegenüber, die hier nach Inhalt und Form in einer neuen Art an ihn herantraten, zu acclimatificiren? Wir möchten das verneinen, wenn wir seine Nachfolger im General-superintendenten-Amte Lenz und Sonntag in Vergleich ziehen. Lenz hatte bereits lange Jahre in Serben, Seshwegen und Dorpat auf der Höhe seines Lebens gestanden. Ein durch und durch edler fromm christlicher Geist, aus der Hallesehen Pietistenschule, dem herrnhutischen Ideenkreise nicht abgeneigt, Feind der damals auftauchenden „Neologie“, was ihn aber nie abhielt, die Person von der Sache zu unterscheiden, hatte zwei furchtbare Feuersbrünste in nächster Nähe erlebt: in Wenden, wo er den „gottlosen“ Bürgern auf den Trümmern ihrer Habe eine berühmte Bußpredigt hielt, und darnach in Dorpat. Daß er in Riga auch mit seinen Predigten, die er in der Jacobs-

Kirche zu halten Gelegenheit hatte, keinen Anklang fand, war bei der dort herrschenden Zeitrichtung kein Wunder, doch blieb sein persönlich Achtung gebietender Charakter anerkannt. Sonntag dagegen, ein Mann aus seiner Zeit, konnte hochgefeiert 37 Jahre in Stadt und Land für seine Zeit einflußreich wirken. Noch heute lebt sein Name unter uns fort, wenn auch den jüngeren Zeitgenossen nur in dunkeln Traditionen aber immer noch, trotz vielen Wandlungen, Respect einflößend. Und das mit Recht.

Bei Lange war das Alles anders. Die letzten 6 Lebensjahre, die er als Generalsuperintendent in Riga zubrachte, waren ihm, dem bereits 60-jährigen Mann, zu kurz, als daß er sich unter seiner neuen Umgebung eigentlich wohl fühlen konnte. Er bewohnte die alte Superintendentur an der kleinen Sandstraße, die später durch Verkauf in Privatbesitz überging. Anfangs lebte er als Wittwer ziemlich vereinsamt. Seine beiden Töchter aus zweiter Ehe waren inzwischen glücklich verheirathet: die älteste, Jacobine an den Pastor zu Burtneef, Heinrich Guleke, die jüngere an seinen Nachfolger in Smilten Peter Hassenstein, deren Kinder und Enkel noch bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht seinen Namen, so doch seine Familie, in weiblicher Descendenz, in wohlverdienter Achtung fortgepflanzt haben. Nun hatte er freilich gelernt, bei allen Berufsarbeiten und Sorgen, auch in stiller Beschaulichkeit sich selbst zu genügen: *solus cum solo degere didici*. Doch vermißte er hier in Riga doppelt schwer die gewohnte Häuslichkeit einer liebevollen Umgebung, die ihm im Pfarrhause auf dem Lande an der Seite seiner Gattin und heranwachsenden Töchter zu Theil geworden war. Wie ein Exilirter, einsam und verlassen kam er sich beim Eintritt des Greisenalters in der ihm fremden, lärmenden Stadt (*tumultuosae hujus Rigae*) vor. Auch mit dem

Hausgesinde war er hier gar nicht zufrieden. Alles vereinigte sich, um ihm den Aufenthalt in Riga nach häuslicher Seite hin unleidlich zu machen. Nahe lag der Wunsch die sorgsame Hand einer treuen Gehilfin, die um ihn sei, zu suchen. „So hielt er für angemessen, die Sache vor Gott im Gebet in Erwägung zu ziehen. Und der Herr war ihm gnädig mit Hilfe und Beistand“. In der Tochter eines Obrist von Rönne, Magdalena Elisabeth, einer Dame „von schon seit Jahren erprobter Tugend und Klugheit“, fand er reichen Ersatz und Trost für sein zerstörtes häusliches Glück. Am 26. December 1772 fand seine Vermählung in der Stille auf dem Lande statt. Er vergleicht sich mit Hiob und meint das Schicksal dieses verwaisten und heimgesuchten Mannes erlebt zu haben, dem nach langen Trübsalen die Freundin und Nachkommen wiedergegeben wurden, *cui post nubila diuturna et amica et proles reddebantur indemni.*

So hatte er dann die Freude, daß am 23. October 1773 ihm in seinem Sohne Georg das erlöschte Lange'sche Geschlecht wieder aufzublühen schien, dem am 18. Februar 1775 ein Bruder Otto Jacob alsbald zur Seite stand. Diese beiden Söhne, die dem mehr als sechszigjährigen Generalsuperintendenten aus seiner dritten Ehe geboren wurden, sind in den russischen Militärdienst getreten und beide im Generalsrange unverheirathet gestorben, so daß Lange's noch lebende Nachkommen nur von seinen beiden Töchtern zweiter Ehe, den Pastorinnen Hassenstein und Guleke, abstammen. Seine Wittve, geb. v. Rönne, heirathete später den Major Franz Joh. v. Böckell auf Rausenhof, aus welcher Ehe eine noch fortblühende Nachkommenschaft entsprossen ist.

Am 21. Mai 1775 konnte L. noch die nach dem Muster der vor zwei Jahren erbauten Kirche zu Loddiger

neu hergestellten Peter=Pauls=Kirche zu Neuermühlen feierlich einweihen.

Von Tag zu Tag von Jahr zu Jahr das heran-
nahende Alter verspürend und sein geliebtes Tagebuch
durchblättern, konnte er nicht umhin, sich einzugestehen,
daß manche seiner Bemerkungen aus früheren Jahren nur
Urtheile vorübergehender Stimmungen gewesen seien. Nur
ein Umstand veranlaßte ihn, allem Anschein nach ein Jahr
vor seinem Tode, diesem Tagebuch, das ihn sein Leben
lang begleitet hatte, noch einige Herzensergießungen beizu-
fügen: das war die nicht ohne seine Anregung beschlos-
sene und endlich zur Ausführung gelangte allgemeine
Kirchenvisitation in ganz Livland in den Jahren
1774 und 1775. Nachdem wir und unsere Väter in
unserem nächsten Heimathlande von den Drangsalen
verheerender Kriegsunruhen, die in dieser Zeit fast alle
Länder Europa's, vor allem Deutschland heimgesucht
haben, verschont geblieben waren, fällt es uns schwer,
eine einigermaßen annähernde Vorstellung von den Zu-
ständen zu gewinnen, in welchen Livland sich nach der
Unterwerfung unter den russischen Scepter befand. Es
ist keine Uebertreibung, wenn man, Riga zum Theil aus-
genommen, die übrigen Städte in Schutthaufen ver-
wandelt oder auch förmlich vom Erdboden verschwunden
sich denken muß. Das ganze Flachland mit seinen
Schlössern, Kirchen und Höfen der Herren und Bauern
war verbrannt, verwüstet und ausgeplündert, und wo
früher fruchtbare Aecker sich ausdehnten, hatte frisch auf-
geschossener Wald oder Versumpfung Platz gegriffen. Die
Bevölkerung war in der Zeit vom Ende des 17. Jahr-
hunderts bis in das erste Viertel des 18. um ein Be-
trächtliches eingeschmolzen. Die zur schwedischen Zeit her-
gestellten kirchlichen Gemeindeverbände waren in eine fast

völlige Auflösung gerathen. Wir wissen, wie mehrere combinirte große weitausgedehnte Kirchspiele nur nothdürftig von einem einzigen Pastor besorgt wurden. Die Besetzung der Pfarren mit der Nationalsprache kundigen Pastoren war fürs Erste sehr schwierig (Lange selbst giebt in seiner Person bei seiner Berufung nach Wohlfahrt ein Beispiel davon) und selbst die elendeste Elementarbildung des Landvolkes durch Schulunterricht fast zur Unmöglichkeit geworden. Einzig und allein durch die freiwillige Bemühung treu fleißiger Prediger erhielt die Schulsache langsame Förderung. Wer sich vom Adel und dem Mittelstand den wissenschaftlichen Studien widmen wollte, genoß entweder durch Hauslehrer oder auf einer der beiden lateinischen Schulen — der alten Domschule und dem Lyceum in Riga, die beide den damaligen Anforderungen und Bedürfnissen entsprachen — den vorbereitenden Unterricht, um alsdann ausländische Universitäten zu besuchen, von wo auch die jungen Theologen nicht selten heimkehrten, ohne ein Magister-Diplom davon getragen zu haben. Junge Adlige zogen es wohl auch vor die militärische Carrière zu wählen, doch so, daß nicht wenige von ihnen nach Erlangung eines Officierpatents zu ihren väterlichen Fluren heimkehrten, um der Landwirthschaft obzuliegen. Was den äußeren Bestand des Kirchenwesens betrifft, so hatte der unruhige Uebergang von der schwedischen zur russischen Herrschaft, der fast ein Menschenalter dauerte, nicht dazu beigetragen, Ordnung und Gesetz aufrecht zu erhalten. Die Pfarrländereien, welche den Predigern ihren Unterhalt sicherten, waren häufig der Willkür verfallen. Der Hilfsmittel zur Pflege der frommen erbaulichen Erkenntniß der christlichen Heilslehre gab es nur wenige; die Bibel, das Gesangbuch und der Katechismus und ein Paar Postillen hätten ausgereicht, wenn sie der Mehrzahl

zugänglich gewesen wären. Die Prediger lebten meist isolirt; ihr geistiger Verkehr unter einander war auf nachbarliche Verhältnisse beschränkt. Jedes Band zur Förderung eines frischen lebendigen Gemeingeistes fehlte, um Fragen und Aufgaben anzuregen, deren praktische Ausführung für das allgemeine Wohlfeyn segensreich gewesen wäre. Bürokratische Erlasse aus dem Oberconsistorium leisteten beim besten Willen oft nur schwache Hilfe. Uebersehen wir nicht, daß der Leibeigenschaft allzuschwerer Druck auf dem ganzen Lande lastete, wenn auch schon unter Denen gerade, die ihn zu üben berechtigt waren, Ideen in Umlauf kamen, die einem menschenwürdigen Dasein der niederen Schichten der Bevölkerung das Wort redeten. Menschen-Kauf und -Tausch stand noch in Blüthe. Ansichten über Rechte und Pflichten waren so fest in den damaligen Lebensanschauungen eingewurzelt, daß wir heutiges Tages, hundert Jahr später, staunen, wie sie überhaupt nur möglich waren. Freilich drängte die Zeit unaufhaltsam vorwärts und es fehlte nicht an Männern aus dem Adel und der Geistlichkeit, die, wenn auch Schritt vor Schritt, ein Umbauen besserer Zustände, somit auch der kirchlichen, in's Werk zu setzen eifrig bemüht waren.

Doch das erlebte Lange nicht mehr. Nur eins noch war ihm möglich zu schauen, woran er selbst mit Rath und That sich betheiligen konnte. Denn es kam in diesen letzten Jahren seines Lebens 1774 und 1775 etwas zu Stande, das noch bis auf die Gegenwart die rechtliche Grundlage aller Gemeindeordnungen und Besitztitel in der lutherischen Kirche Livlands bildet und durch Allerhöchsten Willen sanctionirt worden ist. Die Kirchenvisitations-Protocolle, die damals nach genauer Untersuchung der Localverhältnisse in jedem einzelnen Kirchspiel angefertigt wurden, legen ein Zeugniß ab von dem waltenden und

bestimmenden Geist der Continuität, der nicht willkürlich nach in der Luft schwebenden Theorien, im plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit, ein Neues zu schaffen sich erkühnte, sondern mit weiser Berücksichtigung des Bestehenden, das Bessere weiter zu bauen beflissen war, in der Zuversicht, daß die Nachkommen später nach Zeit und Umständen sich ihren Ahnen ebenbürtig erweisen würden, — was auch, wie wir wissen, geschehen ist.

Die Art und Weise freilich, wie die, bei der damaligen Verwirrung an und für sich höchst nothwendig gewordene und erspriessliche rechtskräftige Anordnung und Feststellung der äußeren Verhältnisse des Kirchenwesens ausgeführt wurde, hatte keineswegs Lange's unbedingten Beifall und Zustimmung, und er versäumt nicht auf den letzten Blättern seines Tagebuches sich klagend darüber auszusprechen, indem er das Urtheil über die Berechtigung seiner nicht zur Anwendung gekommenen Forderungen der späteren Nachwelt überläßt. Ihn unterstützte dabei ein vergleichender Blick auf Kurland, das bereits zwei hundert Jahre früher unter seinem ersten Herzog zu einer rechtlich geordneten Kirchenverfassung gelangt war. Gotthard Kettler, selbst dem lutherischen Bekenntniß zugehan, erwählte zu seinem Hofprediger den Superintendenten, der als Präses des Consistoriums sein Beirath in allen kirchlichen Angelegenheiten sein sollte. Diesem Beispiel folgten auch seine Nachfolger. Das wichtige Recht der Besetzung der Pfarrstellen auf den herzoglichen Domainen, den gegenwärtigen Kronsgütern, die etwa den dritten Theil von ganz Kurland ausmachen, übertrug er dem Consistorium, welches noch jetzt im Besitze dieses Rechts ist, wodurch die Autorität und das Ansehen dieser geistlichen Behörde nicht wenig gestärkt wurde und dem Superintendenten eine gewisse episcopale Stellung bewahrt blieb.

Nach der Verfassung Schwedens bildete die lutherische Geistlichkeit unter Vorantritt ihres Erzbischofs von Upsala einen Reichsstand mit legislativer Kompetenz. Livland, als eroberte Provinz, dem allgemeinen Reichsverbande nicht mit gleichen Rechten angeschlossen, erhielt einen geistlichen Vorstand unter dem Titel Superintendens generalis, der auch für alle Folgezeit verblieb. Die Entziehung des in Schweden auf die lutherische Kirche übergegangenen und beibehaltenen Bischofstitels hatte eine Minderung, beziehungsweise Abschwächung der Superintendentenwürde und Kompetenz zur Folge. Das stellte sich besonders bei der Kirchenvisitation heraus. Vergebens berief sich Generalsuperintendent Lange auf den betreffenden Paragraphen, der auch für Livland zu Recht bestehenden schwedischen Kirchenordnung König Carl's XI.: „Der Bischof soll in seinem Stifte einmal im Jahr so viel Kirchspiele als möglich visitiren. Denn als es nun in Livland zu einer allgemeinen Kirchenvisitation kam, sah sich der Generalsuperintendent, obzwar er behauptete, als solcher dem Range eines Bischofs gleich zu stehen, vollständig unberücksichtigt und bei Seite gestellt. Bei dem ganzen Vorgang dieser tief einschneidenden Angelegenheit blieb sein Einfluß ausgeschlossen. Jedes berathende, geschweige maßgebende Votum, worauf er als Vertreter der Geistlichkeit glaubte Anspruch machen zu dürfen, ward ihm versagt. Diese Verschiebung seiner Stellung empfand er schmerzlich. Doch war die ganze Lage der Zeitumstände nicht darnach, seinem nicht unberechtigten Autoritätsbedürfniß eine Befriedigung zu verschaffen. Es wehte eine gewisse scharfe Luft in den dominirenden Kreisen, welche dazu angethan war, das Ansehen des Amtes von der Persönlichkeit der Amtsträger abhängig zu machen. Die letzten Seiten seines Tagebuches, so weit sie selbst von

ihm niedergeschrieben sind, beschäftigen sich mit dahin gehörigen Gedanken, die er in der Stille zu Wort kommen ließ.

Die Sache nämlich verhielt sich so. Auf dem letzten Landtage der livländischen Ritterschaft kam die längst in Aussicht genommene, aber bisher aufgeschobene allgemeine Kirchenvisitation zur Verhandlung, so weit nach der Landesordnung diese kirchliche Angelegenheit ihrer Competenz zufiel. So weit erschien Alles erwünscht und correct. Nun aber schritt man sofort zur genaueren Feststellung der bei der Ausführung zu beobachtenden Ordnung. In Kraft des Beschlusses des Landtages trat die Oberkirchenvorsteherchaft unter dem Präsidium von Landrätthen zusammen und nahm, ohne die Mitwirkung des Generalsuperintendenten als „Bischofs“ der lutherischen Landeskirche in Erwägung zu ziehen, die ganze Sache ohne Weiteres in ihre Hand. Allerdings wurden der Generalsuperintendent und das Consistorium eingeladen, die Pröpste vorläufig über das bevorstehende nach vielen Beziehungen folgenschwere und verhängnißvolle Ereigniß — kam doch Alles auf die Ausführung an — in Kenntniß zu setzen und ihnen die Aeußerung etwaiger Wünsche zu erlauben. Auch verfehlte man schließlich nicht, nach getroffener Feststellung des einzuhaltenden *modus agendi* den Generalsuperintendenten für die Bestimmung des Termins und der Reihenfolge der zu visitirenden einzelnen Kirchspiele zu requiriren. Dieser aber sah sich nun durchaus nicht mehr in der Lage, sich überhaupt an der Sache zu betheiligen. Und zwar aus folgenden Gründen:

1. In dem Mandat, das diese Visitation in's Leben rief, war mit keinem Wort des Generalsuperintendenten und seiner Betheiligung Erwähnung geschehen. Es war nur von der Oberkirchenvorsteherchaft und den Pröpsten

die Rede. Welche Rolle dabei dem Generalsuperintendenten zugebracht war, blieb unbekannt.

2. Die Visitation war auf den Herbst angesetzt. Gerade in dieser Jahreszeit war es dem Generalsuperintendenten unmöglich Riga zu verlassen, da die Plenarsitzungen des Consistoriums so wie die mehreren Kronsfeste in diese Zeit fallen. Somit war es durch jene ganz eigenmächtige und willkürlich gewählte Zeit der Visitationen dem Generalsuperintendenten vollständig unmöglich gemacht, sich persönlich an ihnen zu betheiligen. Dazu kam noch ein besonderer Umstand. An den Kronsfesttagen hatte der Generalsuperintendent die Predigt in der Jacobikirche in Riga zu halten. Da aber diese Festtage der Mehrzahl nach in den Herbst fallen, so durfte er es sich nicht erlauben, in Veranlassung der Visitationen abwesend zu sein und die verordneten Gottesdienste auf Veranlassung etwaiger Requisition der Oberkirchenvorsteherschaft zu vernachlässigen.

Wie stichhaltig diese Gründe waren, bleibe unerörtert. Jedenfalls aber ward dem alten Lange die Aussicht gründlich verleidet, irgendwie an den Visitationen Theil zu nehmen, die von außen her, ohne Berücksichtigung seiner geistlichen Stellung, die er zu repräsentiren und zu wahren hatte, gekommen war, was alles ihn im höchsten Grade peinlich berührte. Auch befürchtete er, was ihn einigermaßen hätte trösten sollen, daß es an einzelnen Stellen zu tumultuariſchen Scenen kommen werde, bei denen seine Autorität nicht eben glücklich den Ausschlag gegeben hätte, da ihm keineswegs durch das Programm der Herren die erforderliche Competenz zu einer irgend entscheidenden Stimmabgabe zugesichert war. Dürfte er doch nach der Landesordnung das Recht für sich beanspruchen, von sich aus nach Berücksichtigung der Localverhältnisse die Zeit

und Zahl der abzuhaltenden Visitationen, sowie das Eingehen in besonders zu erörternde Fragepunkte zu bestimmen. Gebrauh es ihm vielleicht an der diplomatischen Kunst, mit den gegebenen Umständen und Personen zu pactiren?

Gewiß bleibt, daß diese General-Kirchenvisitation, in sämmtlichen Kirchspielen Livlands unter dem Präsidium der Oberkirchenvorsteher und mit Assistenz von Gliedern der Ritterschaft und der resp. Sprengelspröpste vollzogen, derartig zu stande kam, daß sie, wie schon oben bemerkt, noch bis auf diesen Tag die Grundlage des gesicherten Bestandes unserer hiesigen lutherischen Kirche bildet, wenn auch die Wandlung der Zeit vielfach neue Fragen und Bedürfnisse hervorgerufen hat, die noch lange nicht ausgetragen sind.

Nur kurze Zeit war ihm noch beschieden, dem keineswegs schon hochbetagten Manne — stand er doch erst im 66. Lebensjahre — seine Pilgerfahrt voll Mühe und Arbeit fortzusetzen.

Seine Ephemerides brechen hier mit einem eigenhändig geschriebenen Citat aus Horaz (Ode II, 14) kurz ab:

Eheu fugaces, Postume, Postume,
Labuntur anni, nec pietas moram
Rugis et instanti senectae
Afferet indomitaeque morti.

Die wehmüthige Empfindung aber, die sich aus dieser Anführung zu erkennen giebt, mag er wohl auch beim Gefühl des herannahenden Endes durch den schon früher von ihm beherzigten Spruch Ps. 18, 33: „Gott rüstete mich mit Kraft und machte meine Wege ohne Wandel“ mit Hoffnungsfreudigkeit überwunden haben.

Ueber sein Hinscheiden enthält das Verzeichniß der Verstorbenen der St. Jacobikirche in Riga folgende Notiz:

Am 30. März 1777 ward das feierliche Leichenbegängniß weiland Sr. Magnificenz des Herrn General-Superintendenten des Herzogthums Livland, des Kaiserl. Oberconsistoriums Präses und Scholarchen Jacob Lange vollzogen. Er starb den 17. März h. a., alt 65 Jahr, 8 Monate. Die Leichenpredigt wurde von mir, Past. prim: Dingelstädt über 2. Cor: 13, 11: „Zulezt, liebe Brüder, freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein,“ und die Abdankung vom Neuermühlenschen Pastor Biehl gehalten. Die Leiche ward auf's Land gebracht und zu Smilten begraben.

Nur wenige Wochen vor seinem Ende hat Lange noch die Freude erlebt, zu einem Werke, an dem er seit 30 Jahren gearbeitet, den letzten abschließenden Federstrich thun zu können.

Wir haben an gehöriger Stelle erzählt, wie das Manuscript seines lettischen Lexicons schon im Jahre 1757 zum Behufe der Drucklegung nach Königsberg geschickt wurde, aber in Folge des inzwischen ausgebrochenen Krieges ungedruckt liegen blieb und wie der Verfasser schließlich froh sein mußte, dieses sein Manuscript, wenn auch nicht im best conservirten Zustande, überhaupt nur wiederzuerlangen. Erst viele Jahre später fand er einen Drucker und, wie es scheint, auch Verleger im Lande selbst. Es war dieses der unternehmungslustige Major v. Lauw auf Oberpahlen, der eine eigene Druckerei auf seinem Schlosse angelegt hatte. Hier wurden nun in der That beide Theile des Lange'schen Lexicons, der deutsch-lettische im Jahr 1772 und der lettisch-deutsche im Jahre 1773, beinahe fertig gedruckt. Da geschah es, daß eine Feuers-

brunst die Oberpahlensche Druckerei zerstörte, und wieder mußte die Herausgabe des Werkes aufgeschoben werden, bis Major Lantw den fehlenden Rest durch Steffenhagen in Mitau fertig stellen ließ. Dazu kam es erst zu Anfang des Jahres 1777, und Lange's damals geschriebene Vorrede ist unterzeichnet: Riga, den 22. Febr. 1777. Ob dem schon am 17. März desselben Jahres verstorbenen Verfasser noch ein vollständiges Druckeremplar seines Werkes zu Händen gekommen ist oder nicht, wissen wir nicht. Jedenfalls ist dasselbe kurz vor oder kurz nach seinem Tode zur Ausgabe gelangt.

Dieses lettische Lexicon, das erste seiner Art, war für seine Zeit eine bedeutende Leistung. Durch das zwölf Jahre später erscheinende Lexicon Stender's ist es zwar aus dem Gebrauche verdrängt, aber nicht verdunkelt worden, zumal da Stender nicht umhin gekonnt hat, sich durchweg auf Lange's Schultern zu stellen.

Hinsichtlich der übrigen, nicht eben zahlreichen Druckschriften Lange's genüge hier eine Verweisung auf das dieselben mit gewohnter Genauigkeit verzeichnende Schriftsteller-Lexicon Recke's und Napiersky's.

Lange's Bibliothek, größtentheils aus ehrwürdigen Folianten und Quartanten in Schweinsleder bestehend, hatte sich bis vor wenigen Jahren in ihrem ungetrennten Bestande erhalten. Von einem livländischen Pastorat auf das andere übersiedelnd, ist sie erst 1881 von ihrem letzten Besitzer an eine Antiquariatshandlung verkauft und von dieser in alle Winde verstreut worden.

Somit wäre dieses „Zeitbild,“ welchen wir um seines Gegenstandes willen theilnehmende Leser wünschen, zu seinem Abschluß gelangt. Doch können wir es uns nicht

verfagen noch einmal auf den (S. 140) bereits angedeuteten „Hymnus“ zurückzukommen, weil in ihm die positiv christliche Gesinnung des ehrwürdigen „Synkretisten,“ der seine gesammte Welt- und Lebensanschauung, wie sein formelles Denken aus den Bildungselementen der ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts genommen hatte, wie in einem Brennpunkt sich kenntlich macht. Indeß begnügen wir uns nur die ersten Anfangsverse desselben herzusetzen, wobei freilich die von uns versuchte Uebersetzung den tönenden Lapidarstyl des lateinischen Originals nur annähernd möchte ahnen lassen.

Salve Crux domitrix Erebi de morte triumphans,
Te potius lucem quam celebrabo crucem!

Aut mihi semper eris crux lucida, pendulus in te
Dum patitur Christus lux crucifixa mihi es!

Sei mir gegrüßt, o Kreuz, hast Tod und Hölle
bezungen,

Nicht zum Jammern gestellt, preise ich dich als
mein Licht!

Strahlendes Lichtkreuz sollst Du mir stets sein, hat
doch mein Heiland,

Das gekreuzigte Licht, schmerzvoll geduldet für mich!

